

Grabungen und Bauuntersuchungen

Autor(en): **Marti, Reto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahresbericht : Dokumentationen und Funde / Archäologie
Baselland**

Band (Jahr): - **(2019)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-880568>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

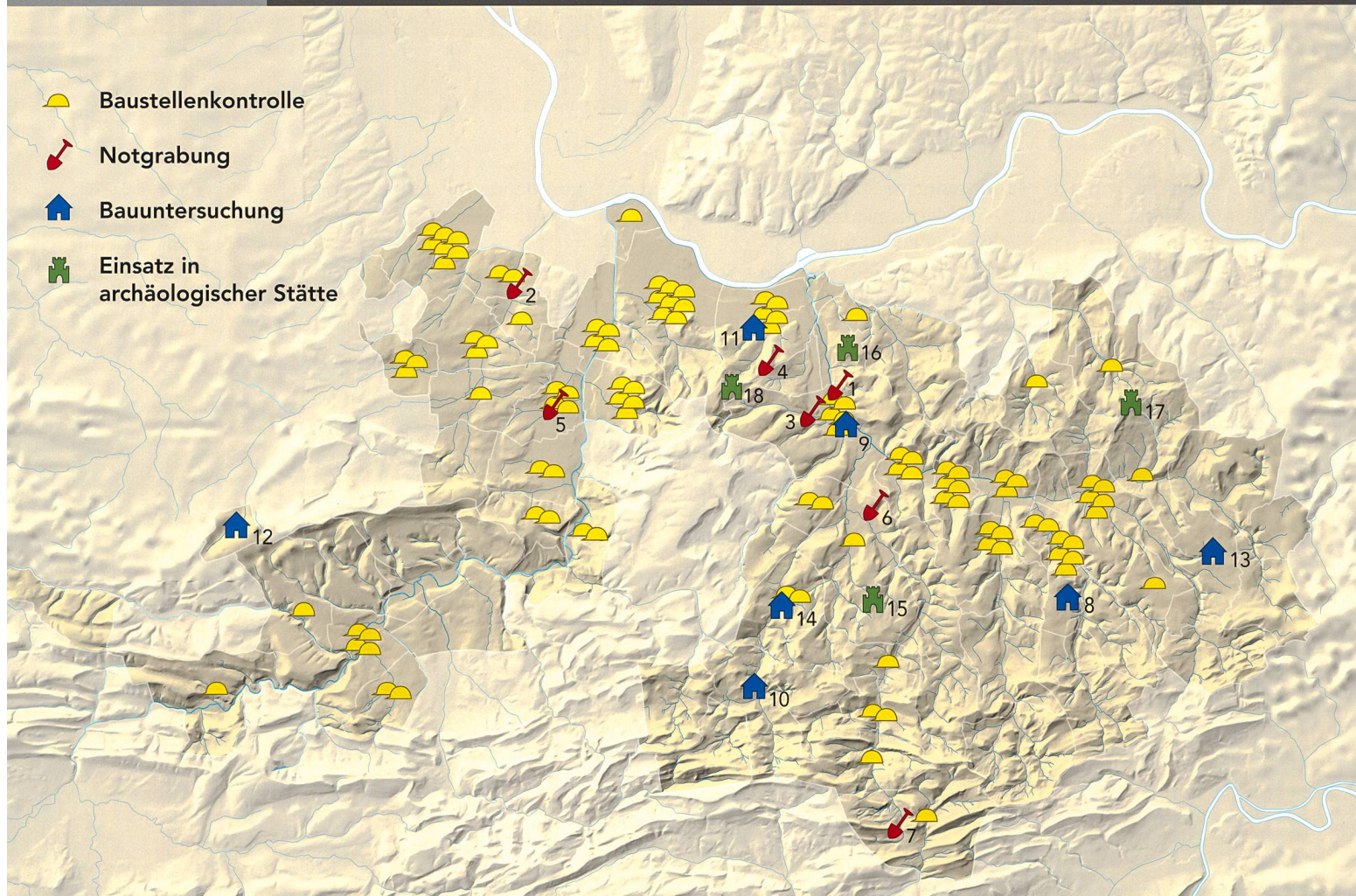
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

-  Baustellenkontrolle
-  Notgrabung
-  Bauuntersuchung
-  Einsatz in archäologischer Stätte



Grabungen und Bauuntersuchungen

Bei den Ausgrabungen lag der Fokus dieses Jahr nicht bei wenigen grossflächigen Grabungen, sondern bei zahlreichen mittleren und kleineren Interventionen, was den Aufwand natürlich nicht schmälert. Mit den Gutshöfen von Munzach und Binningen und einem Abschnitt der Wasserleitung nach Augusta Raurica bildete sich ein klarer Schwerpunkt auf der Römerzeit. Sozusagen das «Sahnehäubchen» stellte dabei der neuentdeckte Silbermünzhort von Pratteln dar, der von einem Ehrenamtlichen der Archäologie Baselland gemeldet wurde und die Medien des Landes begeisterte.

Auch das Bauforschungsteam kann, verstärkt durch einen Neuzugang und eine temporäre Zusatzkraft, auf eine reiche Ernte zurückblicken. Gebäude in Wittinsburg, Reigoldswil, Pratteln, Burg, Wenslingen und Ziefen bieten faszinierende Einblicke in die vielfältige Baselbieter Baukultur. Besonders hinzuweisen ist auf die neuen Erkenntnisse zu Liestals Wahrzeichen, dem Törli. Hinzu kam eine äusserst vielversprechende Testreihe mit einer Thermografie-Kamera, die in der Lage ist, verborgenes Mauerwerk sichtbar zu machen.

Ganz am Ende eines weiteren arbeitsintensiven Jahres wurden in Reinach reich mit Beigaben ausgestattete Gräber aus dem frühen Mittelalter entdeckt. Viele der zum Teil äusserst fragilen Objekte wurden *en bloc*, mitsamt umgebendem Erdreich, geborgen. Ihre Freilegung ist zum Zeitpunkt der Niederschrift dieser Zeilen noch nicht abgeschlossen – mehr zum wissenschaftlich hochinteressanten Neufund wird man deshalb erst im nächsten Jahresbericht erfahren!

Reto Marti

Wichtige Notgrabungen und Bauuntersuchungen sowie Baustellenkontrollen und Einsätze in archäologischen Stätten im Jahr 2019 (vgl. die Liste auf der folgenden Seite).

Grabungen

- 1 Liestal, Unterer Burghaldenweg (Römerzeit)
- 2 Binningen, Florastrasse (Römerzeit)
- 3 Liestal, Goldbrunnenstrasse (Römerzeit)
- 4 Pratteln, Adler (Römerzeit)
- 5 Reinach, Baselstrasse (Frühmittelalter)
- 6 Bubendorf, Furlenboden (Frühmittelalter)
- 7 Langenbruck, Weihermatt (Neuzeit)

Einsätze in archäologischen Stätten

- 15 Lampenberg, Stälzler (Jungsteinzeit)
- 16 Füllinsdorf, Altenberg (Burg)
- 17 Ormalingen/Buus/Hemmiken, Farnsburg
- 18 Frenkendorf, Neu Schauenburg

Bauuntersuchungen

- 8 Wittinsburg, Unterdorfstrasse 7 (Frühmittelalter, Spätmittelalter, Neuzeit)
- 9 Liestal, Törli (Mittelalter, Neuzeit)
- 10 Reigoldswil, Unterbiel 2 (Neuzeit)
- 11 Pratteln, Schauenburgerstrasse (Neuzeit)
- 12 Burg im Leimental, Dorfplatz (Neuzeit)
- 13 Wenslingen, Vordere Gasse 36 (Neuzeit)
- 14 Ziefen, Hauptstrasse 105 (Neuzeit)

Baustellenkontrollen

Aesch: Eggfluhweg 18, Kundmannweg 9
 Allschwil: Baslerstrasse 243a, Bettenstrasse 47 und 81, Hegenheimermattstrasse, Neuweilerstrasse 23, Strengigartenweg, Swiss TPH
 Arlesheim: Bodenweg 28, Kreuzmattweg, Mattweg 80, Stollenrain (2 ×), Weiher Ermitage
 Biel-Benken: Baumgartenweg, Krummenrainweg, Rösslirain
 Binningen: Benkenstrasse, Florastrasse
 Birsfelden: Salinenstrasse
 Bottmingen: Spitzackerstrasse
 Bubendorf: Gyrhaldenweg 22
 Buus: Sellmattstrasse
 Diepflingen: Neumattweg 5, Vordermattweg (4 ×)
 Duggingen: Grellingerstrasse (2 ×)
 Gelterkinden: Auf der Staffeln 15, Birkenweg, Chapfweg 5, Rünenbergstrasse, Schweienring
 Giebenach: Füllinsdörferstrasse
 Itingen: Bahnweg, Kreuzenstrasse (3 ×), Lindenstrasse, Sägeweg

Langenbruck: Kloster Schöntal
 Laufen: Baslerstrasse, Birkenweg, Naustrasse, Wahlenstrasse
 Lausen: Furlenbodenstrasse, Furlenstrasse, Industriestrasse 34, Weidmattstrasse
 Liesberg: Im Pfarrgarten
 Liestal: Burgstrasse, Gartenstrasse, Gerberstrasse 10, Goldbrunnenstrasse, Unterer Burghaldenweg
 Münchenstein: Dillackerstrasse 25, Hauptstrasse 45, Schützenmattstrasse, St. Jakobs-Promenade
 MuttENZ: Breitestrasse, Brühlweg 50, Geispelgasse, Hauptstrasse, Hofackerstrasse, Obrechtstrasse 17, Rothbergstrasse, Seminarstrasse 83
 Niederdorf: Grittweg 6
 Oberdorf: Hauptstrasse 51, Zinsmattweg 2
 Oberwil: Bielhübel, Birkenstrasse 16, Therwilerstrasse 58
 Ormalingen: Hofackerstrasse
 Pfeffingen: Hauptstrasse, Nespelmattweg

Pratteln: Chuenimatt, Hauptstrasse 71, Mayenfeslerstrasse, Oberemattstrasse (2 ×)
 Reinach: Baselstrasse, Bruderholzstrasse 49a, Kleestrasse, Mischelistrasse 15
 Röschenz: Gasse
 Rünenberg: Eselweg 68
 Seltisberg: Hauptstrasse 3 und 55
 Sissach: Neuweg, Rosenweg 1, Zunzgerstrasse
 Therwil: Bahnhofstrasse
 Thürnen: Gartenstrasse, Hauptstrasse
 Wahlen: Fuchsgasse, Selmattweg
 Waldenburg: Schanzstrasse 24
 Wintersingen: Hauptstrasse 83
 Ziefen: Hauptstrasse 114a, Hinteremattstrasse
 Zunzgen: Kürzeweg (2 ×), Hauptstrasse 80 und 89

Liestal, Unterer Burghaldenweg: ein weiteres Stück der römischen Wasserleitung

Liestal, Burghaldenweg. Der Knick nach Osten ist an der freigelegten Leitung gut sichtbar. Blick gegen Norden.

Ein Bauprojekt am Nordende des Unteren Burghaldenwegs in Liestal löste im Juli des Berichtsjahrs eine Notgrabung aus. Dabei wurden weitere 14 Meter der fast sieben Kilometer langen römischen Wasserleitung dokumentiert. Das im 1. Jahrhundert nach Christus errichtete «längste römische

Bauwerk der Schweiz» sicherte die Wasserversorgung der damals aufstrebenden Koloniestadt Augusta Raurica. Die Meisterleistung römischer Ingenieurskunst führte von der Grenze der heutigen Gemeinden Lausen und Liestal am Osthang des Ergolzals entlang bis in die Augster Oberstadt. Es wird vermutet, dass am Ursprung der Leitung das Wasser der Ergolz zu einem See gestaut worden war, um den Zufluss zu regulieren (vgl. Jahresbericht 2018, S. 45 ff.).

Unweit der Parzelle am Unteren Burghaldenweg zeigten zwei Grabungen aus den Jahren 1983 und 2012, dass die Leitung in diesem Abschnitt sehr gut erhalten geblieben war. 2012 wurde nicht nur das intakte Gewölbe angetroffen, sondern auch der darüber liegende Lehm, mit dem das Werk zum Schutz direkt nach dem Bau bedeckt worden war.

Der Bagger der Baufirma stiess an der prognostizierten Stelle im Südteil der Parzelle auf die Reste der Wasserleitung. Rasch wurde



aber klar, dass die Erhaltung hier schlechter war als ein paar Dutzend Meter weiter talaufwärts. Das Gewölbe war durch Hangrutschungen weg erodiert, aber immerhin konnten die beiden Seitenmauern bis auf eine Höhe von einem Meter dem Erddruck standhalten. Die römischen Baumeister hatten diesen bereits bei der Planung grundsätzlich berücksichtigt, denn die bergseitige Mauer wurde mit einer Stärke von 1,5 Meter fast doppelt so dick ausgeführt wie die talseitige.

Die Leitung war mit einem sandig-lehmigen Sediment verfüllt, das sich in drei Schichtpakete unterteilen liess: Ganz unten haben sich sandige Schwebstoffe des fliessenden Wassers abgesetzt. Darüber liegt eine graue, lehmig-sandige Schicht, die nur noch teilweise aus diesen feinen Sedimenten besteht. Der Lehmanteil ist hier höher: Möglicherweise gelangte Hanglehm durch beschädigte Gewölbestellen ins Innere. Spätestens bei der Ablagerung dieser Schicht wurde die Leitung nicht mehr unterhalten, das heisst weder gereinigt noch repariert. Die oberste Schicht besteht aus dem Schutt des verstürzten Gewölbes.

Um dem Hangverlauf weiter folgen zu können, biegt die Leitung im Grabungsbereich nach Osten ab. Diese Verlaufsänderung erfolgt nicht mittels einer Kurve, sondern durch mehrere kleine Knicke zwischen geraden Leitungssegmenten. Der Grund dafür dürfte in der Bautechnik der Leitung

Grabung 2012: Die hervorragend erhaltene römische Leitung erscheint nach fast 2000 Jahren wieder an der Oberfläche.



Der lehmige Inhalt der Leitung wurde ganz im Norden nicht herausgeschaufelt, um den Verfüllvorgang dokumentieren zu können.

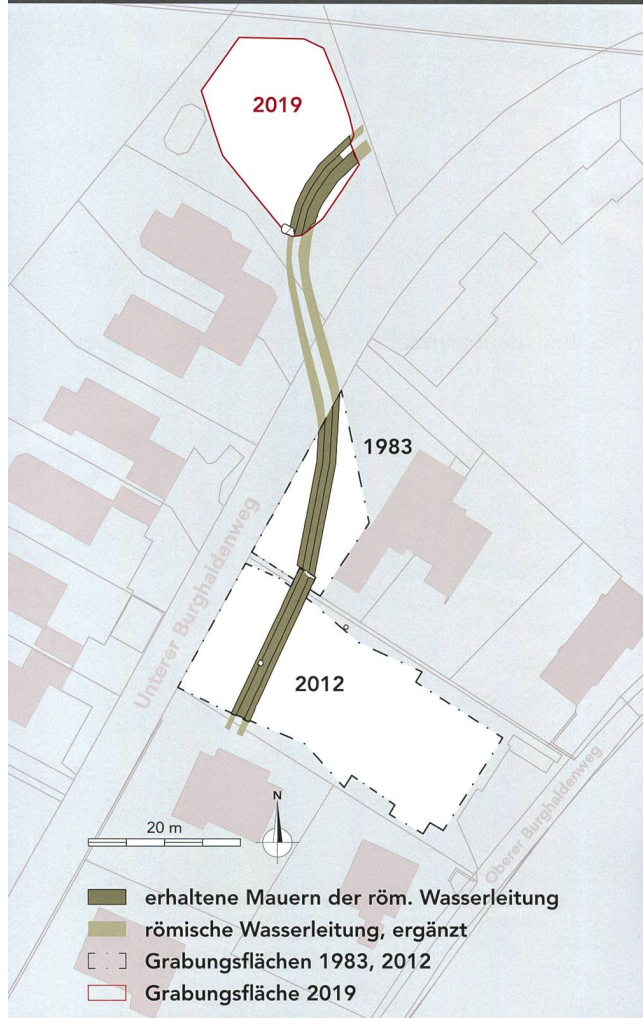
zu suchen sein: Das Lehrgerüst zur Konstruktion des Gewölbes bestand aus geraden Holzbohlen. Die einzelnen Leitungssegmente entstanden also wahrscheinlich mit Rücksicht auf die Beschaffenheit der Gerüste, die nach der Aushärtung des Mörtels durch eigens dafür ausgesparte Öffnungen

wieder entfernt wurden. Es ist davon auszugehen, dass diese Holzschalungen mehrmals zum Einsatz kamen.

Das neu beobachtete Detail zur Bauweise zeigt, dass jeder dokumentierte Leitungsabschnitt zwischen Lausen und Augst seine eigenen Charakteristika aufweisen kann, die wiederum das Gesamtbild des riesigen Bauwerks ergänzen.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
Juli bis August 2019





Die Lage der Grabung mit den beiden benachbarten Untersuchungen von 1983 und 2012 (links).

Im Luftbild sind die mit Pfeilen markierten Knicke zwischen den geraden Leitungssegmenten gut erkennbar (rechts).

Binningen, Florastrasse.
Die Ausgrabung befindet sich am Südrand der Parzelle. Weiter im Norden ging der Baustellenbetrieb parallel weiter. Blick gegen Norden.



Binningen, Florastrasse: neue Erkenntnisse zur römischen Villa

Im Winter 2018/2019 war das Grabungsteam vorwiegend in Binningen aktiv: Eine Notgrabung bot die Chance, die spärlichen Kenntnisse zum römischen Gutshof bei der katholischen Kirche zu erweitern. Auslöser war der bevorstehende Bau dreier Mehrfamilienhäuser direkt unterhalb an der Ecke Florastrasse/Schlossrebenrain.

Über die *villa rustica* war bislang wenig bekannt, obwohl wiederholt Funde im Umkreis der katholischen Kirche gemacht worden waren. Römische Gemäuer wurden bereits in der Binninger Heimatkunde von 1875 erwähnt. Aber erst zu Beginn der gesteigerten Bautätigkeit in den 1920er-Jahren begannen sich die Fundmeldungen zu häufen. Meist ging es dabei um angegrabene Trümmerschichten mit Dachziegeln und Tuffsteinen. Die Anlage muss gross gewesen sein, denn die Funde streuen von der Florastrasse im Westen bis über 100 Meter östlich des Gotteshauses im Bereich des Friedhofs. Erhaltene Gebäudereste waren bisher aber selten. Lediglich aus dem zur Kirche hochführenden Schlossrebenrain sind zwei in Leitungsgräben angeschnittene Mörtelböden bekannt.

Die jüngst untersuchte Bauparzelle liegt am Westhang des Bruderholzplateaus. Der gesamte Böschungsbereich besteht aus Lösslehm und weist viele Quellaustritte auf. Diese führten zu massiven Kalktuffablagerungen. Der Quelltuff wurde – wie sich im Laufe der Ausgrabung zeigen sollte – von

Der zuerst entdeckte Mörtelboden mit Feuerstelle. Rechts die Kellermauer des südlichen abgerissenen Hauses. Blick gegen Süden.



Hinter der Feuerstelle
liegen die Reste einer
ebenfalls nachträglich in
den Mörtelboden ein-
gesetzten Konstruktion.
Blick gegen Osten.

den Römern als lokal vorkommender Baustein sehr geschätzt. Frisch abgebaut ist das Gestein so weich, dass es nach Bedarf zugesägt werden kann. Nach dem Aushärten hingegen weist es eine gute Belastbarkeit bei gleichzeitig geringem Gewicht auf. Zudem hat der Stein dank seiner Porosität gute wärmedämmende Eigenschaften.



Vor Grabungsbeginn wurden die beiden bestehenden Einfamilienhäuser auf der Parzelle abgerissen. Danach startete der Baugrubenaushub, der eng von der Archäologie Baselland begleitet wurde. Am 5. November entdeckte Alessandro Mastrovincenzo unter der Bodenplatte des nicht unterkellerten südlichen Hauses einen römischen Mörtelboden. Dies gab den Startschuss für die archäologische Untersuchung. Nach der Freilegung zeigte sich ein mehrere Meter grosser Mörtel-estrich mit bodenebener Feuerstelle aus Ziegeln.

Die weitere Abklärung ergab, dass die Feuerstelle nachträglich in den bereits vorhandenen Boden eingebaut worden war. Dieser wurde dabei im Bereich der Feuerstelle herausgebrochen. Anschliessend wurden drei Seiten mit gestellten Ziegeln eingefasst. Im Osten fehlte die Umfassung. Es ist daher wahrscheinlich, dass der Herd von hier aus bedient wurde. Dazu würde ein weiterer, ebenfalls nachträglich in den Grund eingesetzter Einbau aus gestellten Sandsteinen östlich davon passen, den man sich mit etwas Fantasie als Unterbau für eine Steinbank vorstellen kann. Als Sohle der Feuer-

stelle wurden sechs Tonplatten in ein Kalkmörtelbett gesetzt.

Der Boden war stellenweise mit einem stark holzkohlehaltigen Lehm bedeckt. Beim Abbau zeigte sich, dass unter dieser Schicht beschädigte Stellen des Mörtelbodens lagen. Der Lehm wurde also für Ausbesserungsarbeiten verwendet. Man brachte ihn erst ein, nachdem der Herd bereits installiert war. Durch die Nähe der Feuerstelle und die intensive Begehung lagerte sich viel Holzkohle in der Lehmpackung ab.

Im Verlauf der weiteren Grabung wurden Fundamentreste von insgesamt drei unterschiedlichen römischen Bauten festgestellt, die alle voneinander abweichende Ausrichtungen aufwiesen:

- Von Bau A ist lediglich ein L-förmiger Mauerabschnitt bekannt. Sein östlicher Teil lag dabei bedeutend höher als der westliche, was für eine Terrassierung spricht. Dabei ist unklar, ob die dokumentierten Fundamentreste zu einem Gebäude oder zu einer Umfassungsmauer gehörten.

- Gebäude B ist jünger als Bau A. Für seine Errichtung wurde der Westteil von letzterem abgebrochen und das Gelände mit Tuffschutt aufplaniert. Darüber kam der bereits erwähnte Mörtelboden mit Feuerstelle zu liegen, die beide zu Gebäude B gehören. Lediglich eine Mauer ist sicher diesem Bau zuordenbar.

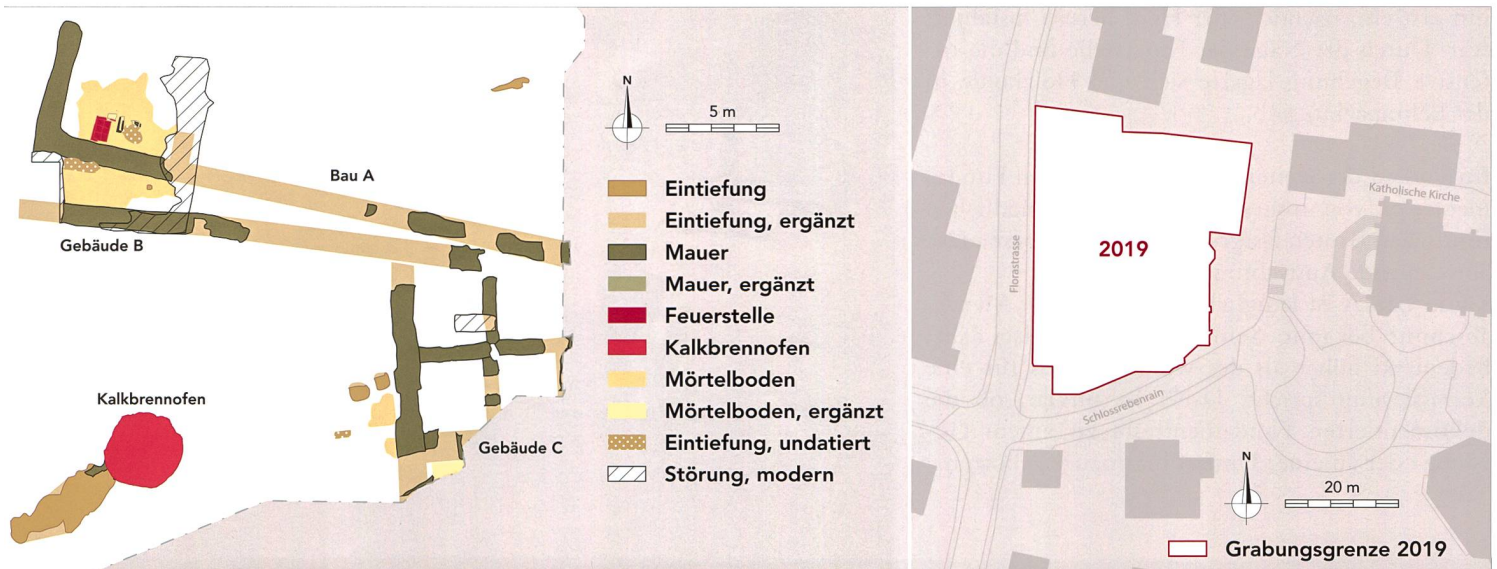
Während des Zukunftstags am 8. November helfen zwei Schüler und eine Schülerin, die Lehmschicht über dem Mörtelboden abzubauen.



Situation der Notgrabung 2019 (rechts) und Detailplan der Befunde im Süden der Parzelle.

• Gebäude C gehört zu einem Bauwerk, von dem mehrere Mauern und zwei Mörtelböden dokumentiert werden konnten. Mehrere Indizien deuten darauf hin, dass es sich um den Nordwesttrakt eines grösseren Gebäudes gehandelt hatte. Das zeitliche Verhältnis zu Bau A und Gebäude B liess sich nicht klären.

Die Fundamente von B und C waren intensiv geplündert worden, wobei man es ausschliesslich auf die Kalktuffe abgesehen hatte. Dies kann zur Gewinnung von Bausteinen erfolgt sein. Beim Öffnen der letzten Grabungsfläche kam ein weiterer möglicher Grund in Spiel: Der Fund eines gut erhaltenen Kalkbrennofens aus der Römerzeit.



Kalkbrennöfen werden schon seit Jahrtausenden eingesetzt, um aus Steinen Brantkalk zu gewinnen. Vermischt mit Sand oder Kies und mit Wasser gelöscht, entsteht daraus ein sehr dauerhaftes Bindemittel. Dieser Kalkmörtel ist für unterschiedlichste Bauzwecke einsetzbar, etwa zum Versetzen von Mauersteinen oder als Gussmörtel für Böden.

Seit der Römerzeit wurden zum Kalkbrennen häufig Öfen verwendet, in denen die Kalksteinbrocken in einer grossen Grube über einer Feuerkammer, der «Hölle», aufgeschichtet wurden. Damit das Brenngut nicht auf die Feuerquelle stürzte, wurde dessen unterste Lage in Form eines Gewölbes, «Himmel» genannt, eingesetzt. Der «Himmel» lag seitlich auf der ringförmigen Ofenbank auf. Darüber liess sich der Kalkstein beliebig einfüllen. Der Ofen wurde oben häufig mit Lehm abgedichtet, unter Auslassung von Abzugslöchern. Eine seitliche Öffnung, die «Schnauze», diente während des Brandes dem Nachlegen. Dieser konnte mehrere Tage dauern. Als Endprodukt wurde der so genannte Stückkalk entnommen. Dieser wurde entweder mit Wasser gelöscht und als Sumpfkalk

eingesetzt, oder er wurde als Brantkalk abgefüllt und erst bei Gebrauch – etwa zur Mörtelherstellung – mit Wasser vermischt.

Der Ofen war nahezu rund und hatte einen Aussendurchmesser von knapp drei Metern. Die «Schnauze» lag im Südwesten. Nördlich und östlich von

Links die teilweise geplünderte Mauer von Gebäude B. Die ältere Mauer rechts (Bau A) blieb unter dem Mörtelboden von Gebäude B verschont.



Blick auf den Kalkbrenn-
ofen mit dem weissen
Kalk im Brennraum,
rechts oben die brandig
verfüllte «Ofenküche».
Blick nach Süden.

ihr verstärkten zwei Trockenmauern aus plattigen Sand- und Kalksteinen die Ofenwand. Die restlichen Bereiche der Unterbaus waren nicht gemauert, sondern direkt in den Tuff gegraben. Die geoarchäologische Untersuchung stellte fest, dass hier Schichten aus lockeren Kalktufffragmenten liegen.

Offenbar wurde der Ofen in bereits umgelagerte Quelltuffschichten eingetieft, was auf eine vorangehende Abbautätigkeit hindeutet. Die Ofenbank bestand stellenweise aus plattigen Sandsteinen und Kalktuffstücken. Über weite Teile war sie aber direkt in den dort liegenden Tuff geschlagen.

Die sorgfältig ausgeführte Konstruktion legt nahe, dass der Ofen für eine mehrfache Nutzung und nicht nur für einen einzelnen Brand konzipiert war. Auf der Sohle der Feuerkammer lagen denn auch abwechselungsweise Schichten aus Asche und Holzkohle beziehungsweise Kalk – die Reste von Bränden respektive heruntergestürztem Branntkalk. Offenbar hatte man die Kammer nicht immer komplett ausgeräumt.

Über diesen Ablagerungen befand sich eine grosse, kompakte Masse aus gelöschtem Branntkalk. Sie wurde zuerst als die heruntergestürzte und nicht mehr entfernte letzte Charge interpretiert. Die geoarchäologische Untersuchung zieht aufgrund der heterogenen Zusammensetzung der Masse



allerdings auch die Möglichkeit in Betracht, dass man den nicht mehr benötigten Ofen am Schluss mit bereits aussortierten, zu wenig gebrannten und somit unbrauchbaren Tuffsteinen verfüllte.

Die Bediengrube, die «Ofenküche», schloss südwestlich an die Schnauze an. Sie hatte die Form eines Grabens von maximal zwei Metern Breite und fünf Metern Länge. Die Lage im Südwesten des Ofens hängt sicherlich mit der Hangsituation sowie den Windverhältnissen zusammen. Der hier vorherrschende Westwind dürfte für guten Zug im Ofen, vor allem aber für einen einigermaßen rauchfreien Unterhalt des Feuers gesorgt haben. Die Sohle der Küche führte vom in den Hang gebauten Ofen horizontal nach Südwesten und somit immer näher an die damalige Geländeoberfläche.

Der Schnitt durch den Ofen und die «Küche» zeigt einen komplexen Schichtaufbau. Die dünnen «crèmeschnittartigen» Schichten, die sich während der Nutzung in der «Küche» abgelagert hatten, lassen sich grob in drei Kategorien einteilen:

1. Asche-/Holzkohleschichten, die beim Ausräumen der Feuerkammer nach dem Brand entstanden sind
2. Kalkschichten, die sich primär beim Herausholen der gebrannten Charge via Schnauze abgelagert haben

Längsschnitt durch den Ofen und den Nordteil der «Küche» (links). Die dortigen Schichten lagerten sich während der Nutzungszeit ab.



Rekonstruktion eines
2009 in Kempraten
ausgegrabenen Kalk-
ofens vergleichbarer
Bauart (Kantonsarchäo-
logie St. Gallen).

3. Ungebrannte Tuffschutt- und Lehmablagerungen, die während der Beschickung und Befuerung des Ofens eingetragen worden sind

Offenbar hatte man sich gegen Ende der Nutzungszeit nicht mehr die Mühe gemacht, die «Küche» sauber zu halten, was die Schichtablage-

rungen erklärt. Die am tiefsten liegende Asche-/Holzkohleschicht datiert gemäss C14-Analysen an den Anfang des 4. Jahrhunderts nach Christus. Ein direkter Zusammenhang zwischen der Plünderung der Mauern und dem Betrieb des Ofens war auf der Ausgrabung nicht feststellbar, auch wenn dies nahe liegt.

Es ist denkbar, dass der Kalk für den Bau neuer Gebäude vor Ort benötigt wurde. Die Frage stellt sich aber, ob in spätrömischer Zeit überhaupt noch Bauten mit gemörtelten Mauern ausserhalb der befestigten Siedlungen entstanden sind. Vielleicht war der Gutshof im 4. Jahrhundert bereits eine Ruine und der Ofen wurde errichtet, um an Ort und Stelle Tuffstein aus den abgebrochenen Gebäuden zu brennen. Der Branntkalk könnte in Kähnen auf dem Birsig bis zum Fuss des Münsterhügels transportiert und dort für die Befestigung der römischen Siedlung auf dem Münsterplateau verwendet worden sein.

Mit dieser Ausgrabung konnte zum ersten Mal ein grösserer, zusammenhängender Bereich des



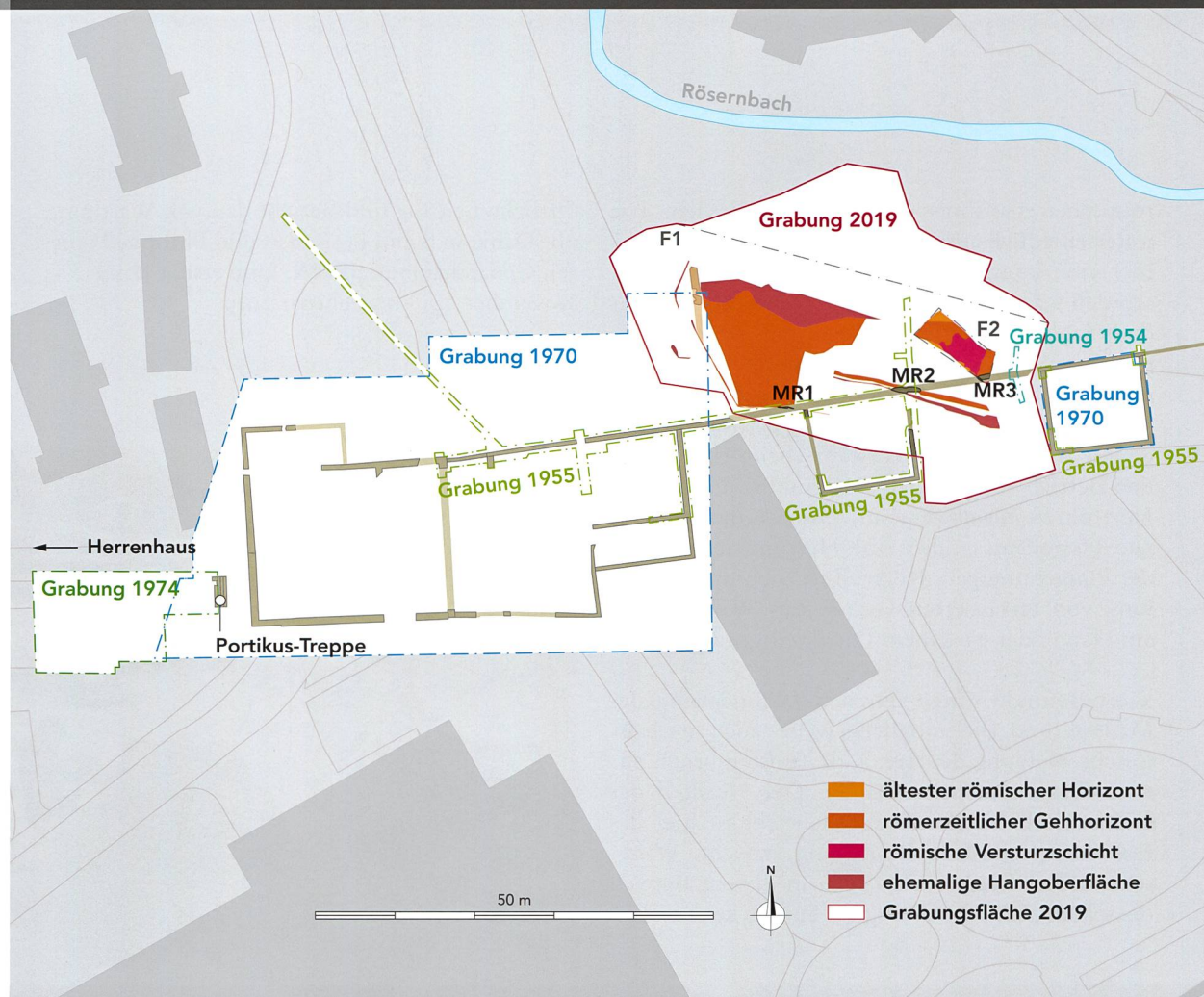
römischen Gutshofs dokumentiert werden. Die unterschiedlich ausgerichteten Bauten zeigen, dass hier eine komplexe, mehrphasige Anlage gebaut worden war, die terrassiert am Westhang des Bruderholzhügels stand und deren Ausdehnung gegen Osten bis weit auf das Plateau reichte. Wasser dürfte bei der Standortwahl ohne Zweifel eine grosse Rolle gespielt haben. Das Quellwasser wurde mit Sicherheit genutzt, wahrscheinlich auch für den Betrieb von Bädern. Der Fund von speziellen Heizröhren (*tubuli*) zeigt an, dass es mindestens einen Hypokaust – also eine Heizungsanlage – in der Umgebung gab. Reizvoll ist auch die Vorstellung von terrassierten Gärten mit Wasserspielen am Hang oder gar einem Quellheiligtum.

Viele Befunde waren durch die Plünderung der Mauern und die möglicherweise auch nachrömische Nutzung des Areals als Tuffsteinbruch nur noch fragmentarisch erhalten. Der Nordteil der Grabung blieb befundleer. Vielleicht ist hier das Ende der römischen Besiedlung erreicht. Wahrscheinlicher ist aber, dass auch in diesem Bereich die spätere Tuffgewinnung die Spuren zerstört hat.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg, mit Dank an Sarah Lo Russo und Philippe Rentzel, Geoarchäologie IPNA, Universität Basel
November 2018 bis Februar 2019

Antonio Ligorio beim Dokumentieren der südlichen Ofenwand im Januar 2019. Blick nach Nordosten.





Liestal, Goldbrunnstrasse. Übersichtsplan mit den Mauerzügen und Grenzen diverser Altgrabungen und den Befunden der aktuellen Untersuchung.

Liestal, Goldbrunnenstrasse: Altes und Neues von der Villa Munzach

Die römische *villa* Munzach gehört zu den bedeutendsten archäologischen Fundstellen des Kantons. Grosse Teile des Herrenhauses hat der Primarlehrer Theodor Strübin bereits in den 1950er Jahren freigelegt. In vielen kleinen Folgeetappen wurden bis heute weite Teile der Anlage archäologisch erforscht. Der Südteil des Herrenhauses, mit Säulengang- und Mosaikresten, ist als begehbarer Sehenswürdigkeit erhalten.

Allerdings existierte zur Zeit Strübins noch kein offizieller archäologischer Dienst, und die damalige Dokumentation entspricht nicht den heutigen Standards. Bei den einfacheren Bauten wurden oft nur die Mauerzüge freigelegt. Auf unterschiedliche Horizonte oder Spuren von Vorgängerbauten wurde selten geachtet. Man verfügte kaum über archäologisch geschulte Ausgräber. Die heutigen technischen Möglichkeiten gab es noch nicht, so dass exakte Höhenangaben und Schichtbeobachtungen meist fehlen. Die wären jedoch nötig, um die unterschiedlichen Siedlungs- und Bauphasen genau datieren zu können.

Die Mauerreste selbst verblieben meist im Boden. Deshalb waren wir sehr gespannt, als die psychiatrische Klinik in Liestal einen Erweiterungsbau plante, der eine dieser frühen Ausgrabungen an seinem südlichen Rand tangierte. Damals waren die Umfassungsmauer und zwei daran angrenzende Ökonomiegebäude freigelegt worden. Die

Rechts im Bild Mauer 3, links davon Versturzereste und diverse Horizonte, die sich als Kiesstreifen im Profil abzeichnen.



Mauer 3. Die kaum erkennbaren Überreste von Mauer 2 verschwinden schräg gegenüber in der Böschung, knapp neben der Plastikplane.

Aushubarbeiten wurden von einem archäologischen Mitarbeiter begleitet und ein kleiner Bereich flächig untersucht.

Und tatsächlich: Unter der modernen Hangaufschüttung stiessen wir in etwa fünf Metern Tiefe auf die spärlichen Überreste einer Kalksteinmauer.

Nur das westlichste Ende dieser ehemaligen Hofmauer (Mauer 1) war bereits 1955 erfasst worden, und dieses fügte sich passgenau in unsere Vermessung ein, so dass wir jetzt über eine exakte Referenzhöhe für die Altgrabung verfügen.

Im Bereich um Mauerabschnitt 3 waren noch eine Verstürzschicht sowie ein Gelniveau und römzeitliche Horizonte von vor dem Mauerbau erhalten. Eine genaue Datierung der Funde steht noch aus, aber die ältesten Keramikfragmente stammen vom Anfang und aus der Mitte des 1. Jahrhunderts nach Christus. Sie gehören damit zur ältesten Phase der ländlichen Besiedlung des Umlands von Augusta Raurica. Zum Vergleich: das prächtige, teilweise konservierte Herrenhaus, die *pars urbana*, wurde erst im 2./3. Jahrhundert errichtet.

Im Bereich des 1955 dokumentierten «Hauses II» reichte die Sohle der Baugrube nicht bis in die römischen Schichten, so dass dieses unberührt im Boden verbleibt, ebenso das östlich davon gelegene «Haus III», das ausserhalb des Bauprojekts liegt.



Der nördliche Teil der Baugrube lag innerhalb des landwirtschaftlichen Areals, der *pars rustica*. Wie bei früheren archäologischen Untersuchungen fanden sich auch hier keine Hinweise auf weitere Bauten. Die dort zu vermutenden Gärten und Äcker hinterliessen kaum fassbare Spuren ausser einem diffusen Humushorizont. Deutlich zeichnete sich darüber ein dickes Lehmpaket ab, das stark mit römischem Schutt durchsetzt war und das gesamte Areal flächig überdeckte. Da anderszeitliche Funde fehlen, muss es sich kurz nach Aufgabe der Anlage gebildet haben. Ausserdem entdeckten wir in der Nordwestecke einen tiefen römerzeitlichen Graben, der nach seiner Form zu schliessen ursprünglich vermutlich mit Holz ausgekleidet war. Leider gab es im untersuchten Ausschnitt keine Hinweise auf dessen einstige Funktion.

Merkwürdig ist, dass mittelalterliche Strukturen und Funde der im Laufe des 13. Jahrhunderts aufgegebenen Siedlung *Monzacha* fehlen, obwohl sich auf der anderen Uferseite des



Rösernbachs mehrere Gebäudegrundrisse fanden (vgl. Jahresbericht 2011, S. 36 ff.).

Örtliche Leitung und Bericht: Suzan Afflerbach
Juli bis August 2019

Die erhaltenen Reste
des Gutshofs fallen
inmitten der modernen
Überbauung kaum auf.



Pratteln, Adler. Die Experten Markus Peter und Rahel C. Ackermann vom Inventar der Fundmünzen der Schweiz untersuchen die Münzen vor Ort, gespannt beobachtet von Andreas Wahl und Zivi Philipp Giger.



Pratteln, Adler: 299 römische Silbermünzen im Wald

Ein weiteres Mal verdankt die Archäologie Basel-Land eine bedeutende Entdeckung einem Ehrenamtlichen. Sacha Schneider meldete im Juli 2019 den Fund von mehreren römischen Silbermünzen. Nach einer gemeinsamen Begehung wurde im Bereich der grössten Konzentration eine Ausgrabung angesetzt. Das Umfeld wurde von Sacha Schneider mit dem Metalldetektor akribisch abgesucht. So kamen nach und nach insgesamt 299 römische Silberdenare zum Vorschein.

Die Münzen lagen auf engem Raum beisammen, was den Schluss zulässt, dass sie gemeinsam in einer einmaligen Aktion vergraben wurden. Sicherlich befanden sie sich ursprünglich in einem Behältnis oder einem Säckchen. Da sich aber keinerlei Spuren davon erhalten haben, muss dieses aus einem vergänglichen Material gewesen sein. Bei den Geldstücken handelt sich ausschliesslich um Denare, die insgesamt in einem sehr guten Zustand sind. Teilweise sind sie noch prägefrisch. Höchstwahrscheinlich hat ihr Besitzer sie bewusst wegen ihres Wertes dem Geldumlauf entnommen. Die älteste Münze wurde unter Kaiser Nero (Re-

gierungszeit 54–68 n. Chr.) geprägt, die meisten im 2. Jahrhundert. Die jüngsten Stücke stammen aus der Zeit von Kaiser Commodus und wurden 181/182 nach Christus in Rom hergestellt. Da spätere Münzen, die durchaus in ein solches Ensemble passen würden, fehlen, kann man davon ausgehen, dass der Hort kurz danach vergraben wurde.

Der neuentdeckte römische Münzhort von Pratteln besteht aus 299 römischen Silbermünzen (Denaren).



Die älteste Münze ist eine Prägung durch Kaiser Nero (links), die jüngsten Münzen im Hort stammen aus der Zeit des Kaisers Commodus (rechts). M 2:1.

Der Wert der Münzen war nicht unbeträchtlich und entsprach ungefähr dem halben Jahreslohn eines Legionärs. Der Fund gehört zu den grössten römischen Silberhorten der Schweiz; in der näheren Umgebung wird er nur vom rund 170 Jahre jüngeren, berühmten Kaiseraugster Silberschatz übertroffen.

Aus heutiger Sicht ist der Fundort in einem gewöhnlichen Waldgebiet am Abhang des Prattler Adlerberges unspektakulär: Es gibt keine Auffälligkeiten, an denen man sich orientieren könnte. In römischer Zeit muss hier aber etwas Besonderes gewesen sein: ein grosser Baum, ein auffälliger Stein oder dergleichen. Der Besitzer hat die Münzen

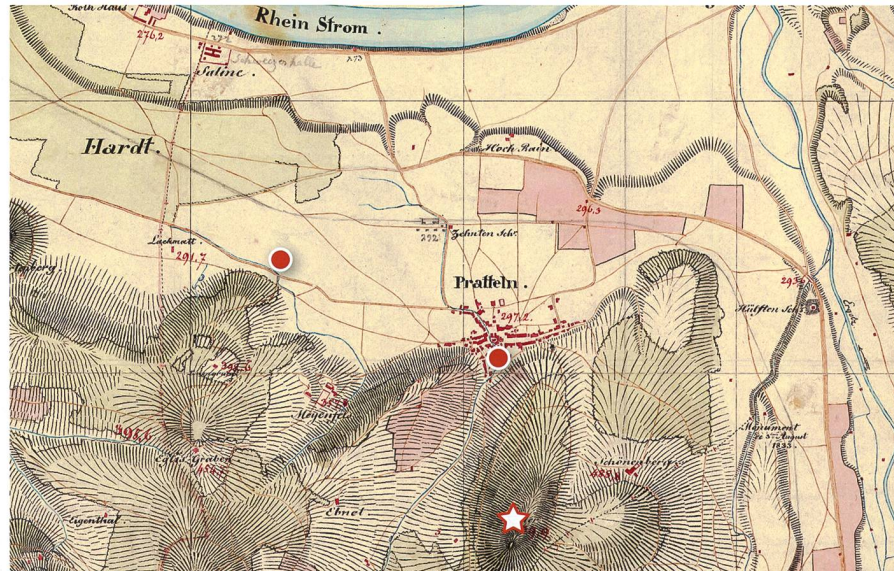


ohne Zweifel an einem Ort versteckt, den er sich gut merken konnte. Wo er gelebt hat, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. In Pratteln sind zwei römische Gutshöfe bekannt: einer in der Flur Kästeli und der andere beim heutigen Dorfkern. Von letzterem aus hätte der Besitzer sein Versteck stets im Blick gehabt.

Ziel der Verbergung war wohl, die Barschaft sicher aufzubewahren; da Banken im heutigen Sinn in römischer Zeit noch nicht bekannt waren, war dies nicht ungewöhnlich. Warum das kleine Vermögen nie mehr geborgen wurde, darüber schweigt die Geschichte. Auch den Grund für die Aktion kennen wir nicht. Die Jahre um 182 nach Christus waren jedenfalls keine «Krisenzeit»; Die Region erlebte eine ruhige Ära unter der *pax romana*, die erst 15 Jahre später durch heftige Auseinandersetzungen zweier Thronanwärter ein Ende fand. Die Motivation scheint also eher persönlicher Natur gewesen zu sein: Eine längere Reise oder Angst vor Räubern kommen da zum Beispiel in Frage. Oder gegenteilig: Vielleicht hat hier jemand seine Beute aus einem Raubzug versteckt.

Prospektion: Sacha Schneider
Örtliche Grabungsleitung: Suzan Afflerbach
Numismatik: Markus Peter, Rahel C. Ackermann
Bericht: Andreas Fischer
Juli 2019

In Pratteln sind zwei römische Gutshöfe bekannt (Punkte). Von demjenigen im heutigen Dorfkern besteht theoretisch Sichtkontakt zur Fundstelle (Stern).



Reinach, Baselstrasse: +++ letzte Meldung: Grabfunde im Ortszentrum +++

Reinach, Baselstrasse.
Männerbestattung mit
Langschwert (Spatha),
Lanze (beim Schädel)
und einer bronzenen
Gürtelschnalle.

Bereits seit hundert Jahren gibt es Meldungen zu frühmittelalterlichen Grabfunden im Rankhof in Reinach. Trotz diesen Berichten wurde 1969 die Baugrube für das neue Einkaufszentrum an der Ecke Baselstrasse/Austrasse ohne archäologische Begleitung ausgehoben. Eine unbekannte Anzahl Gräber fiel dabei dem Aushub zum Opfer.

Die viel zu spät herbeigerufene «Altertümerkommision Baselland», die Vorgängerin unserer Fachstelle, konnte nur noch 15 Gräber aus dem späten 6. und 7. Jahrhundert nach Christus dokumentieren, die in den Baugrubenwänden sowie vereinzelt und in Resten auf der Grubensohle erhalten geblieben waren.

Wie für das Frühmittelalter üblich, hatte man die Toten standesgemäss ausgestattet. Dies zeigen Gürtelgehänge und Halsketten in den Gräbern der Frauen und Waffen bei den Männern. 1970 wurden zwei Sondierschnitte nördlich und westlich des Einkaufszentrums geöffnet. Dabei kam eine zusätzliche Bestattung zum Vorschein. Weitere Grabstätten wurden in der Umgebung in den Jahren 1972, 1980 und 2006 entdeckt.

In Anbetracht dieser Vorgeschichte war es keine Überraschung, als sich im November 2019 beim Aushub für ein Bauprojekt in der direkt nördlich an den Coop Rankhof anschliessenden Parzelle weitere Grabgruben abzuzeichnen begannen. Die darauf folgende zweimonatige Ausgrabung



förderte 17 Bestattungen ans Tageslicht: 16 Körpergräber – wobei in 15 Fällen noch Skelettreste vorhanden waren – sowie eine bislang undatierte Urnenbestattung. Nach den Beigaben zu schließen handelte es sich um neun Männer, zwei Frauen und vier Kinder.

Aufgrund der reichen Ausstattung mit Gürteln, Gefäßen und Waffen gehörten die Verstorbenen einer Oberschicht an. Die Gräber stammen aus der Zeit um 550 bis etwa 580 nach Christus und somit aus der Frühzeit des ausgedehnten Friedhofs. Die Beigaben, namentlich die vielen Waffen und Gefäße, legen den Schluss nahe, dass es sich bei den Bestatteten nicht um Einheimische gehandelt hatte, sondern um Zugezogene, vermutlich aus dem Oberrheintal. Es ist gut vorstellbar, dass die nach dem Ende der Römerzeit stagnierende Siedlung *Rinacum* durch die Einwanderung von Siedlern in fränkischer Zeit einen Aufschwung erfahren hatte.

Spannend ist, dass in Reinach nicht nur der Friedhof,

sondern auch das zugehörige mittelalterliche Dorf durch Ausgrabungen ausserordentlich gut dokumentiert ist. Zeitgleich mit den waffenreichen Grabstätten nehmen ortsfremde Keramikgefäße in den dortigen Siedlungsabfällen markant zu. Die parallele Entwicklung in Siedlung und Friedhof zeigt klar, dass um die Mitte des 6. Jahrhunderts

Jedes Grab wurde nicht nur zeichnerisch und fotografisch, sondern auch dreidimensional dokumentiert.



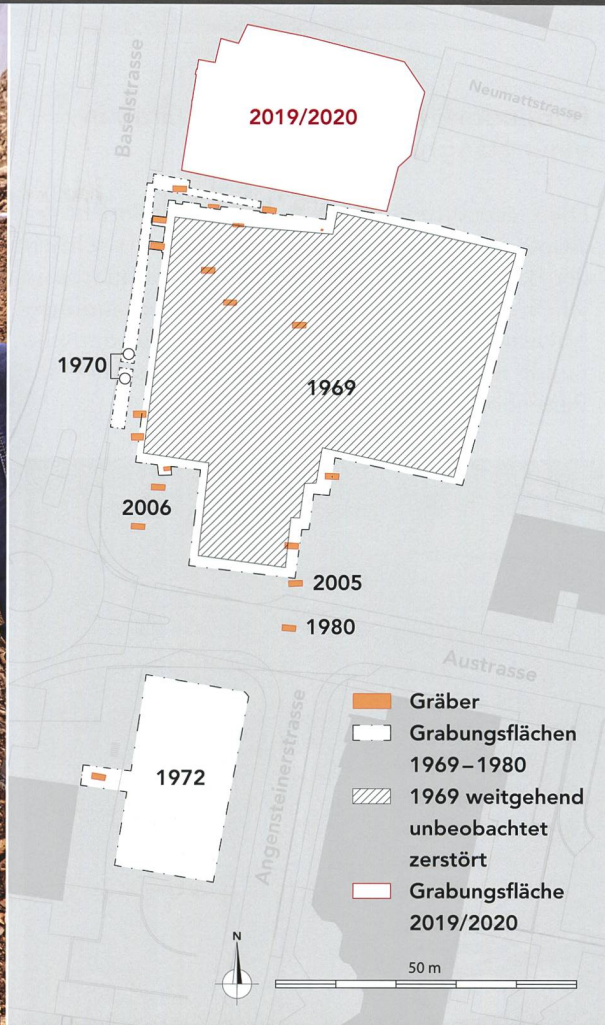
Reich ausgestattetes Männergrab mit Langschwert, Kurzschild, Gürtel, Lanze, Schild und Keramikgefäß; rechts eine Kanne mit Ausguss.

Menschen ins Birstal zugewandert sind, die ihre Keramik und speziellen Grabsitten mitbrachten.

Die Untersuchungen zu den Ausgrabungen dauern noch an. Insbesondere gilt es, die fast 30 Blockbergungen von Beigaben zu analysieren und freizulegen (s. Seite 126–129).

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg, mit Dank an Viera Trancik für die anthropologische Grabungsbegleitung
November 2019 bis Januar 2020





Chefrestauratorin Silvia Kalabis stabilisiert Fundblöcke für die Bergung mit Gipsbandagen (links).

Übersicht über die bisher im Areal Rankhof entdeckten frühmittelalterlichen Gräber mit Lage der aktuellen Ausgrabungen (rechts).

Bubendorf, Furlenboden: ein Grab in einer Hangrutschzone

Die Anrisskante vor der Freilegung. Auf den ersten Blick deutet nichts auf die frühmittelalterliche Bestattung im Boden hin. Blick nach Norden.

Die Gegend südöstlich von Bad Bubendorf ist archäologisch sehr interessant. Bereits 1764 schrieb der Basler Historiker Daniel Bruckner von «römischem Gemäuer». Aus den 1930er-Jahren stammen Nachrichten über «Trockenmauern» und römische Funde im Bereich der ehemaligen Kiesgrube am Furlenbodenweg.

Eine reguläre Ausgrabung fand allerdings erst 1957 im Anschluss an Aushubarbeiten für einen Neubau unterhalb der Kiesgrube statt. In einer Sondierung wurden mehrere Mauerzüge des Hauptgebäudes einer römischen *villa rustica*, die Reste von Nebenbauten sowie Teile einer Umfassungsmauer festgestellt. Die Anlage wurde nicht zufällig hier errichtet: Sie lag einerseits am Zusammenfluss der Vorderen und Hinteren Frenke und andererseits an der wichtigen Strasse über den Oberen Hauenstein, die Augusta Raurica und das Mittelland verband.

Zwei Jahre später führte der Liestaler Lehrer und Altertumsforscher Theodor Strübin 100 Meter weiter nördlich anlässlich der Erweiterung der Kiesgrube eine weitere Ausgrabung durch, welche die Grundmauern einer sehr seltenen Kultanlage zu Tage förderte. Säulenfragmente und Teile eines vergoldeten Blitzbündels legen nahe, dass hier der oberste römische Gott mit einer so genannten Jupitergigantensäule verehrt wurde.

Schon einige Jahrzehnte früher – im Jahr 1919 – war ein Schüler im Rutschhang oberhalb des Fur-



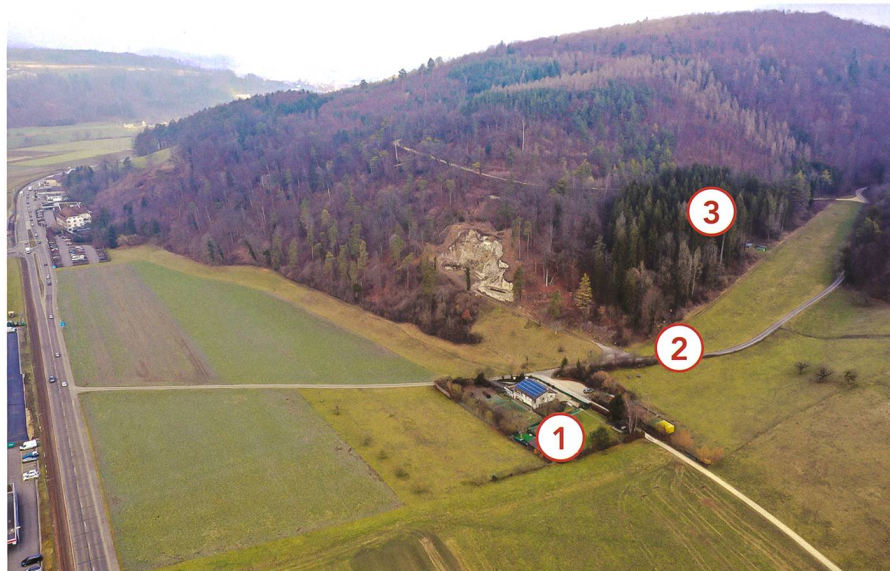
lenbodenwegs auf fünf Steinplattengräber aus dem Frühmittelalter gestossen, die in einer anschließenden Grabung untersucht und geborgen wurden. Beigaben weisen die Grabstätte ins 7. Jahrhundert nach Christus. Diese Entdeckung passte gut zu früheren Meldungen über Funde von menschlichen Knochen und Bestattungen in diesem Gebiet, angefangen bei den Steinkistengräbern während der Errichtung des Hauptgebäudes des Bades im Jahr 1740. In den Jahrzehnten nach 1919 gab es in regelmässigen Abständen weitere Funde zu diesem frühmittelalterlichen Friedhof im Hang über dem ehemaligen antiken Heiligtum zu vermelden.

Exakt hundert Jahre nach dem Fund des Schülers meldete der ehrenamtliche Späher Thomas Frei den Fund von menschlichen Skelettresten in einer Anrisskante im Wald oberhalb des Furlenbodens. Die Fundstelle liegt etwa 100 Meter nördlich des römischen Heiligtums und gut 30 Meter höher. Rasch war klar, dass es sich dabei wiederum um die Reste einer Bestattung aus dem Frühmittelalter handeln muss.

Da die Fundstelle durch Erosion gefährdet war, führte die Archäologie Baselland eine Notgrabung durch. Beim Freilegen der sehr brüchigen Knochen zeigte sich bald, dass nicht mehr die vollständige Bestattung vorhanden war. Lediglich die linke Körperhälfte des in Rückenlage bestatteten Toten war teilweise noch erhalten. Die rechte Seite

Die Lage der Fundstellen südöstlich von Bad Bubendorf (links):

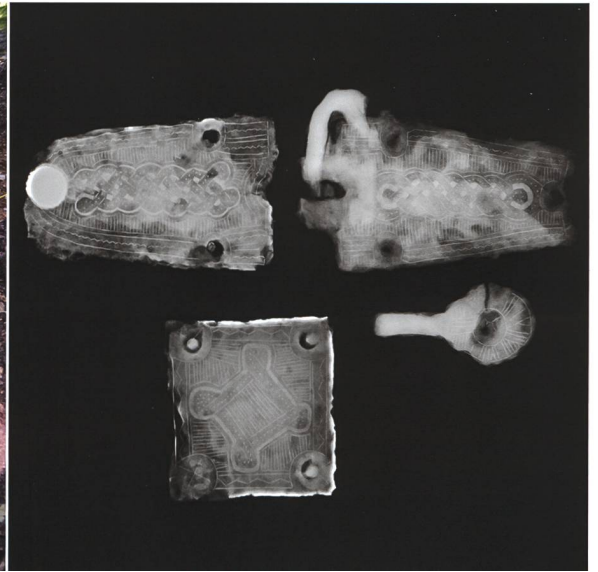
- 1 Römischer Gutshof
- 2 Römisches Heiligtum
- 3 Frühmittelalterliche Gräber



Andreas Wahl und Daniel Reber bauen die Deckschicht über dem Grab ab. Rechts die tauschierten Gürtelschläge im Röntgenbild.

hingegen war bereits durch die Erosion hangabwärts gerutscht und somit verloren. Die linke Hand lag über dem Unterbauch. Es handelte sich um ein einfaches, geostetes Erdgrab. Anders als bei früheren Funden waren hier keine Steinsetzungen oder Steinplatten zu beobachten.

Die Skelettreste wurden von Viera Trancik von der Interkantonalen Arbeitsgemeinschaft zur Betreuung anthropologischer Funde (IAG) begutachtet. Nach ihren Erkenntnissen war der Bestattete war wohl ein junger, um 167 Zentimeter grosser Mann.



Lediglich eine silbertauschierte, eiserne Gürtelgarnitur mit Ösenbeschlägen aus Buntmetall befand sich noch in Originallage. Der Leibgurt war offensichtlich bewusst neben das linke Bein gelegt worden. Weitere Funde wurden weiter handgabwärts geborgen. Darunter befanden sich Teile eines Saxes, eines einschneidigen Kurzschwerts, sowie eine Pfeilspitze. Trotz intensiver Prospektion in der Umgebung blieb es bei dieser einen Bestattung.

Aufgrund seiner Ausstattung gehörte der junge Mann zu einer Oberschicht. Wo sich die dem Friedhof zugehörige Siedlung im 7. Jahrhundert befand, ist bis heute unklar. In einer Urkunde des 15. Jahrhunderts findet sich jedoch ein Hinweis auf eine verlassene Siedlungsstelle mit dem Namen «Bettwil». Der Baselbieter Historiker Karl Gauss vermutet diese an der dem Furlenboden gegenüber liegenden Talseite. Es ist zudem denkbar, dass sowohl Heiligtum als auch Gutshof die Römerzeit in irgendeiner Form überdauert haben. Um jedoch eine solche Siedlungskontinuität zu belegen, wären weitere Grabungen innerhalb des Villen-

perimeters nötig. Solche sind derzeit aber unwahrscheinlich, liegt doch das gesamte Areal ausserhalb der Bauzone.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
September 2019

Das Skelett – hier Schädel und Oberkörper – war schlecht erhalten. Blick nach Westen.



Langenbruck, Weihermatt: auf der Suche nach der Römerstrasse

Der Hohlweg bei der Chräiegg. Das Geleisetrassee gilt als eine der spektakulärsten Altstrassen der Schweiz. Blick nach Norden.

Der Obere Hauenstein war vermutlich bereits in der Urgeschichte eine wichtige Jurapassage, wie etwa ein spätjungsteinzeitliches Kupferbeil von der Passhöhe nahelegt. In der Römerzeit war der Übergang, der die Gebiete nördlich des Höhenzugs mit dem Mittelland verband, von zentraler Bedeutung. Dies zeigt sich nicht nur anhand der

Fundstellen entlang der Route, sondern auch an einigen römischen Münzen und einem Weihealtar, die um 1900 in verlagerten Schichten nördlich der Passhöhe gefunden wurden. Sie weisen auf Überquerungen hin, sind bisher aber die einzigen Spuren der römerzeitlichen Begehung geblieben.

Der Nachweis einer römischen Strasse fehlt bisher in diesem Bereich – im Gegensatz zum historischen Strassenverlauf entlang der Langhagstrasse in Liestal (vgl. Jahresbericht 2017, S. 38 ff.). Dies gilt auch für den berühmtesten Abschnitt, die in den Fels gehauene Geleise bei der Chräiegg, im Volksmund «Römerstrasse» genannt.

In den historischen Quellen taucht der «Howenstein» erstmals 1146 in der Stiftungsurkunde des Klosters Schöntal auf. Die exponierte Passage am Westhang der Chräiegg blieb spätestens bis zur Eröffnung der neuen Streckenführung 1741/1742 be-
gangen. Aus dem 16. Jahrhundert ist die Verwendung eines Seilhaspels überliefert,

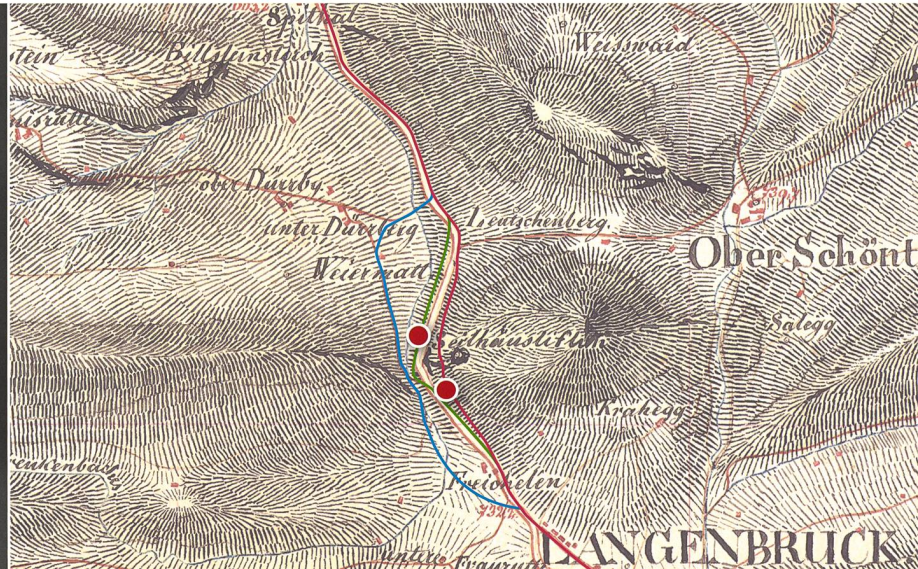


mit dem die Fuhrwerke an dieser gefährlichen Stelle gesichert wurden. Von dieser Vorrichtung zeugt der Name «Seilhäusliflüh». Die Route taucht auf Karten des 19. Jahrhunderts nicht mehr auf.

Im Sommer 2019 unternahm das Grabungsteam einen weiteren Anlauf, den römerzeitlichen Stras-

senverlauf über den Oberen Hauenstein ausfindig zu machen. Mithilfe einer Metalldetektorsondierung wurde zunächst auf dem Talboden direkt nördlich der Klus nach Spuren der römischen Strasse gesucht. In diesem Bereich am Süden der Weihermatt sind im Inventar der historischen Verkehrswege zwei Wegverläufe eingezeichnet.

Der um 1900 unterhalb der Chräiegg entdeckte Weiheralter (links), die historischen Wegverläufe im Passbereich und die Lage der Sondierung (Punkte).



Huf- und Schuhnägel unterschiedlichen Abnutzungsgrads zeugen von der intensiven Begehung der Passroute in der Neuzeit.

Das Grabungsteam erhoffte sich, aufgrund von Konzentrationen von entsprechenden Bodenfinden – insbesondere Schuhnägeln, idealerweise auch Münzen – Rückschlüsse auf den ehemaligen Wegverlauf ziehen zu können. Die Resultate dieser ersten Sondierfläche waren allerdings ernüchternd: Es stellte sich heraus, dass der Boden im

untersuchten Bereich massiv aufgeschüttet worden war. Es fanden sich Bauschutt sowie unzählige moderne Abfälle. Dadurch war es unmöglich, noch auf intakte Wegreste oder Funde aus der Römerzeit zu stossen.

Die Suche wurde anschliessend auf der östlichen Talseite im Bereich des Trassees der so genannten Römerstrasse fortgesetzt. Auch hier galt das Interesse den römischen Funden. Ziel der Aktion war aber die Bergung aller Metallobjekte, die in Zusammenhang mit dieser Passstrasse stehen, unabhängig von ihrer Datierung. Im steilen Gelände sind diese Funde durch Erosion gefährdet. Beim Abrutschen der Erdschichten gegen die moderne Passstrasse wären die Zeitzeugen unwiederbringlich verloren.

>

Antonio Ligorio und Zivi Lukas Martin beim Freilegen von sondierten Metallobjekten.



In mehreren Etappen – unterbrochen durch andere Grabungseinsätze – suchte ein Teil des Grabungsteams während des Sommers zwei insgesamt 100 Meter lange Trasseabschnitte südlich des Hohlwegs ab. Unter den rund 1300 detektierten Metallobjekten befanden sich je über 500 Hufnägel und Schuhnägel sowie 16 Hufeisenfragmente, die eine

intensive Begehung in der Neuzeit belegen. Römische Funde fehlten jedoch auch hier. Die Frage nach der Streckenführung in der Römerzeit bleibt somit weiterhin offen.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
Juni bis Oktober 2019

Eine Auswahl an modernen Hinterlassenschaften in der Weihermatt. Metalldetektorsondierungen helfen, die Umwelt von modernen Abfällen zu befreien ...



Wittinsburg, Unter-
dorfstrasse 7. Die
an der Hangkante
gelegene Häuserzeile
schliesst das heutige
Dorf nach Osten ab.
Das Gebäude in der
Bildmitte, das auf die
ehemalige Martins-
kapelle zurückgeht,
ist an der polygonalen
Fassade mit Eckqua-
dern – dem vormaligen
Chor – zu erkennen.



Wittinsburg, Unterdorfstrasse 7: Kapelle über frühmittelalterlichem Friedhof?

Die historisch gewachsene Häuserzeile an der Unterdorfstrasse, am östlichen Dorfrand von Wittinsburg, zieht sich entlang einer markanten, felsigen Hangkante. Mittendrin befindet sich die Liegenschaft Nr. 7, leit länger bekannt als ehemalige Martinskapelle. Sie muss ursprünglich frei gestanden haben und bot dem von Rümelingen auf die Ebene des Tafeljuras Hochkommenden einen prägnanten Blickfang.

Der heutige Eigentümer Kurt Schaub wollte von der Kantonalen Denkmalpflege das Alter der Kapelle erfahren, die seit 1989 unter kantonalem Schutz steht. Da keinerlei Eingriffe in den baulichen Bestand geplant waren, beschränkte sich die Untersuchung, mit der die Archäologie Baselland betraut wurde, auf ein Studium der Akten und einen Augenschein vor Ort.

Die wahrscheinlich aus dem 15. Jahrhundert stammende Kapelle bestand aus einem Saal von 10 × 5 Meter und einem 1,5 Meter tiefen Polygonalchor. An der heute noch teilweise sichtbaren, damaligen südlichen Trauffassade ist ebenerdig ein

rundbogiger Eingang und in fünf Metern Höhe ein abgeschrägtes Gurtgesims aus Kalksteinblöcken zu erkennen. Dieses Gesims aus Tenniker Muschelagglomerat markiert wohl den seinerzeitigen Dachansatz. Darunter sind in der heutigen Stube im ersten Obergeschoss und in der Küche noch zwei schmale Fenster erhalten.

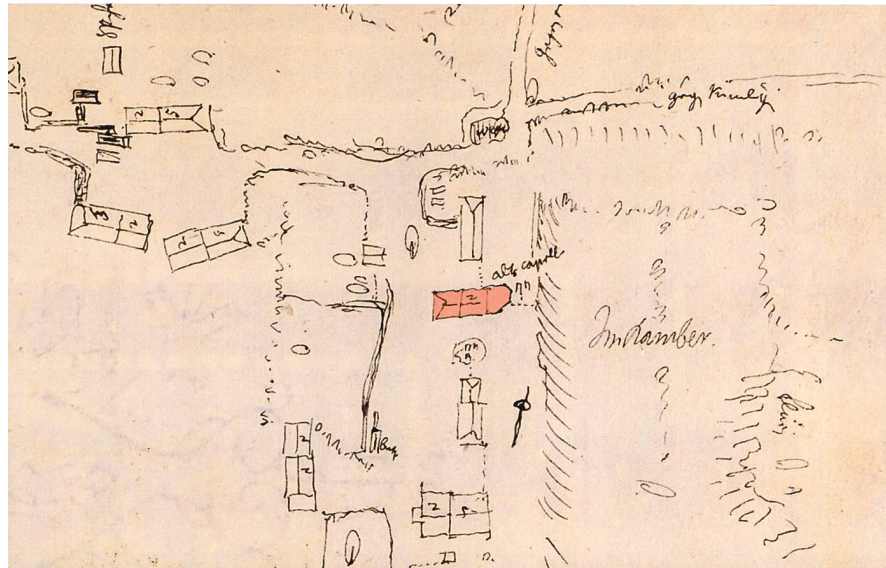
Die Südfassade der ehemaligen Kapelle mit dem rundbogigen Eingang und einem der beiden nachträglich eingebauten spätgotischen Doppelfenster.



Georg Friedrich Meyer (um 1680) skizziert die «alte capell» mit ziegelgedecktem Satteldach und angebauter Ökonomie mit Walmdach.

Nach ihrer Aufgabe im Zuge der Reformation wurde die Kapelle zum Wohnhaus umgestaltet und mit einem im Westen angebauten Ökonomietrakt als Bauernhaus genutzt. Die beiden spätgotischen, umlaufend gekehlten Doppelfenster in der südlichen Traufwand – wiederum aus Tenniker Stein –

zeugen von dieser Veränderung und belegen, dass der ehemalige Sakralraum bereits damals zweigeschossig ausgebaut war. Den Annex im Westen, wahrscheinlich eine Holzständerkonstruktion mit strassenseitig gewalmtem Satteldach, hat Georg Friedrich Meyer um 1680 zeichnerisch festgehalten.



Im 18. Jahrhundert, als sich das Unterdorf weiterentwickelte, wurde der offenbar als Riegel wahrgenommene Anbau wieder entfernt, das Bauernhaus in seiner architektonischen Ausrichtung um 90 Grad gedreht, im Süden mit einem Ökonomieteil ergänzt und in die aktuelle Häuserzeile integriert. Der heutige Bauerngarten vor dem Haus dürfte ungefähr den Bereich der einstigen Ökonomie markieren. Auf der Baaderkarte von 1844 ist trotz einiger Ungenauigkeiten zu erkennen, dass im Norden und Süden bereits weitere Gebäude an die ehemalige Kapelle anschlossen, an der 1949 und 1988 weitere Umbauten folgten. Der aktuell als Küche benutzte Raum im einstigen Chorbereich ist wahrscheinlich seit letzterem Datum unterkellert. Der Ökonomieteil im Süden wird heute als Wohnraum genutzt.

In der Dokumentation, die der frühere kantonale Denkmalpfleger Hans Rudolf Heyer anlässlich der Unterschutzstellung des Gebäudes anlegte, finden sich leider undatierte Fotografien von Aushubarbeiten im Innern der ehemaligen Kapelle. Ihre Überprüfung ergab, dass damals im Bereich des rundbogigen Kapelleneingangs offenbar ein West-Ost-gerichtetes «Steinkistengrab» angeschnitten worden war. Offensichtlich haben die Ausgräber dies jedoch nicht als solches erkannt. Aus Steinplatten zusammengefügte, in der Regel beigabenlose Grabkisten dieser Art sind charakteristisch für das 8./9. Jahrhundert. Sie finden sich in der Region nicht selten auch fern der damaligen Pfarrkirchen in eher randlichen Siedlungsgebieten, wo sie als Grabstätten für die hier vermuteten Gehöfte oder Gehöftgruppen dienten. Auch in Wittinsburg dürfte dies der Fall gewesen sein.

Die Archäologie Baselland wird zukünftig ein besonderes Augenmerk auf die neu erkannte Fundstelle richten um herauszufinden, ob allenfalls ein über längere Zeit genutzter frühmittelalterlicher Bestattungsplatz vorliegt und die Kapelle im aus-

gehenden Mittelalter an dieser Stelle errichtet wurde, um an ihn zu erinnern.

Durchführung: Claudia Spiess

Bericht: Claudia Spiess und Reto Marti

Juli 2019

Das Fussende des Steinplattengrabes ist nur zufällig fotografisch festgehalten (oben die Öffnung des Rundbogentors).



Links das «Törl» 1896
mit der heute nicht
mehr vorhandenen
Bemalung des Historis-
mus in einer Fotografie
von Arnold Seiler.
Rechts die Situation
nach Abschluss der
Renovation 2018/19
(Foto Daniel Christen).



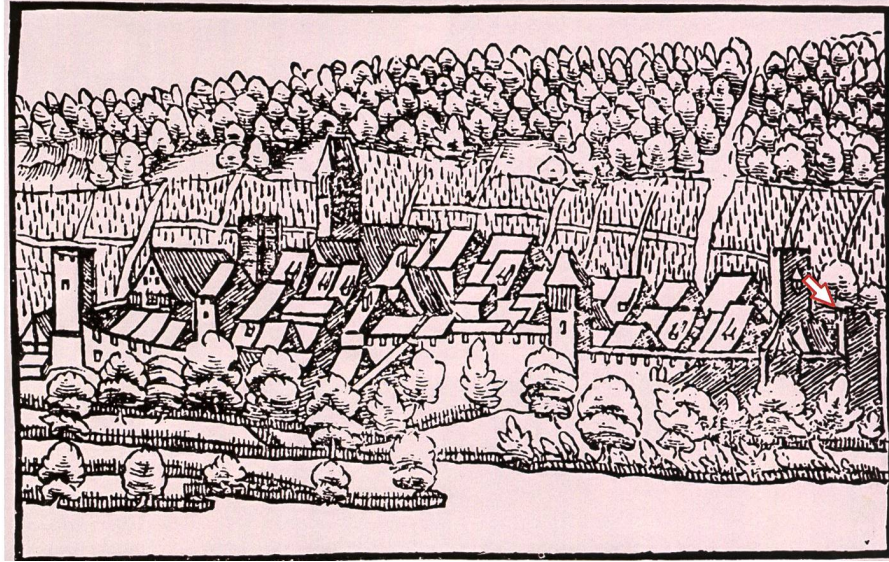
Liestal, Törli: vom Stadttor zum Wahrzeichen

Nach der erfolgreichen Neugestaltung der Rathausstrasse und der Umgestaltung des Vorplatzes vor dem Regierungsgebäude in den Jahren 2017/2018 erstrahlte nun auch das «Törli» in neuem Glanz. Die Renovationsarbeiten waren Bestandteil des Projektes «Liestal Stedtli 2020» und reihten sich als wichtiger Meilenstein in das Gesamtpaket der Massnahmen zur Steigerung der Attraktivität der Innenstadt ein.

Um das Jahr 1250 gründeten die Grafen von Frohburg die Stadt Liestal und schützten das junge Gemeinwesen mit einer ersten Mauer. 1305 wechselte die Stadt in den Besitz des Bischofs von Basel. Herzog Leopold von Habsburg-Österreich liess den Ort 1381 in Brand stecken, weil ihm die Bürger den Treueschwur verweigerten. 1400 veräusserte es der in Geldnöten steckende Bischof an die Stadt Basel, die den lange vernachlässigten Ausbau der Stadtbefestigung an die Hand nahm. Erst im Jahre 1427 wird das «obere Thor» – das heutige «Törli» – erstmals schriftlich erwähnt.

Obwohl ihm elf Fuhrleute aus dem Oberbaselbiet symbolisch den Tod schworen, weil es den Verkehr behinderte, blieb das obere Stadttor im 19. Jahrhundert vom Abbruch der Stadtbefestigungen verschont. Nachdem 1874 der letzte Vorstoss zu seinem Abriss abgelehnt worden war, wandelte es

Das «Törli» (Pfeil) in der ältesten Darstellung von Johannes Stumpf, 1548.

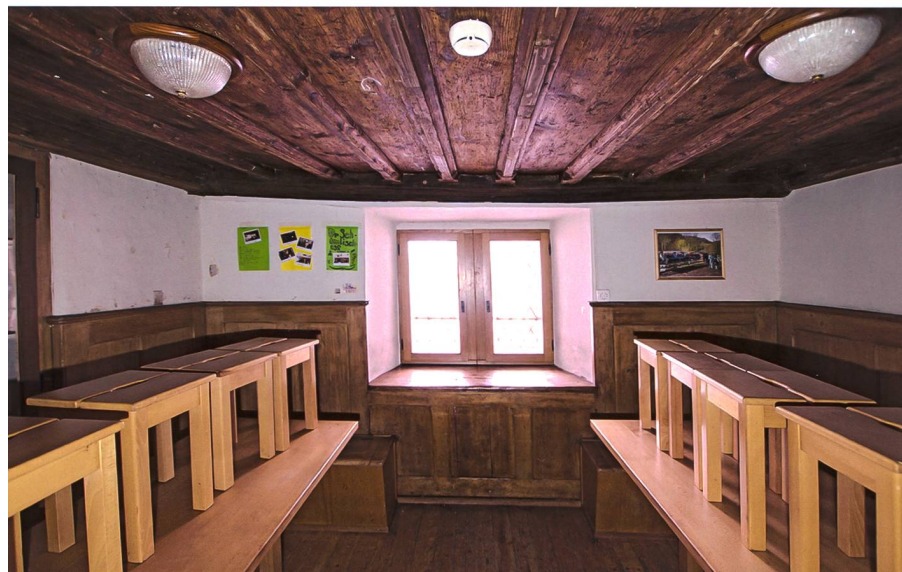


Die gotische Bohlen-
decke im Stübli des
«Törlis» aus dem Jahre
1398/99. Es ist die
älteste bekannte Holz-
decke im Kanton.

sich zum heutigen Wahrzeichen Liestals. Bis ins 20. Jahrhundert zwängte sich der gesamte Nord-Süd-Verkehr durch dieses Portal.

2018/2019 hat die Stadt Liestal nun also das «Törl» einer sanften Innen- und Aussenrenovation unter-

zogen. Die Arbeiten standen unter der Aufsicht der kantonalen Denkmalpflege. Gleichzeitig begann die Archäologie Baselland, die Baugeschichte des Turms zu erforschen. Im Zusammenhang mit einer Masterarbeit an der Universität Bamberg unterzog Nora Näf das Bauwerk einer eingehenden



bauarchäologischen Untersuchung. Bereits liegen erste Erkenntnisse vor.

Die Jahrringanalyse an Geschossbalken im Innern des Turmes ergab, dass das Bauholz in den Jahren 1398/99 geschlagen worden war. Der Turm in seiner heutigen Form stammt also nicht aus der Zeit der Stadtgründung, sondern wurde mit aller Wahrscheinlichkeit erst durch die Stadt Basel erbaut. Für diese hatte die Errichtung eines an dominierender Stelle gelegenen Torturms in der von ihr neu erworbenen und noch von der Brandzerstörung von 1381 geprägten Stadt offenbar oberste Priorität. Das zeigt sich daran, dass dabei Hölzer verwendet wurden, die bereits vor dem Erwerb geschlagen und ursprünglich vielleicht für einen anderen Bau gedacht waren. Dass die gotische Balkendecke im Torstübli im ersten Turmgeschoss ebenfalls noch aus dieser Zeit stammt, war für alle an der Sanierung Beteiligten eine Überraschung. Es handelt sich um die älteste bekannte Holzdecke im Kanton!



Durchführung: Nora Näf und Claudia Spiess
Bericht: Christoph Reding
Dendrochronologie: Raymont Kontic, Basel
Juni bis November 2019

Nora Näf arbeitet sich in die computergestützte Vermessung mit dem Tachymeter ein.



Reigoldswil, Unterbiel.
Ansicht des Dorfes
aus der Zeit um 1880.
Die untersuchte
Liegenschaft mit der
vorgelagerten Säge
ist mit einem Pfeil
markiert.



Reigoldswil, Unterbiel 2: ein Haus am Bach

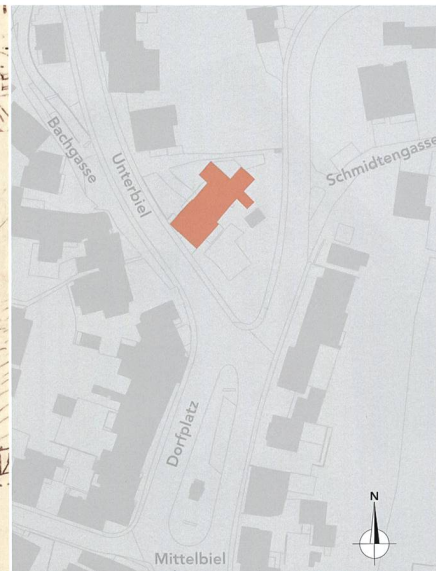
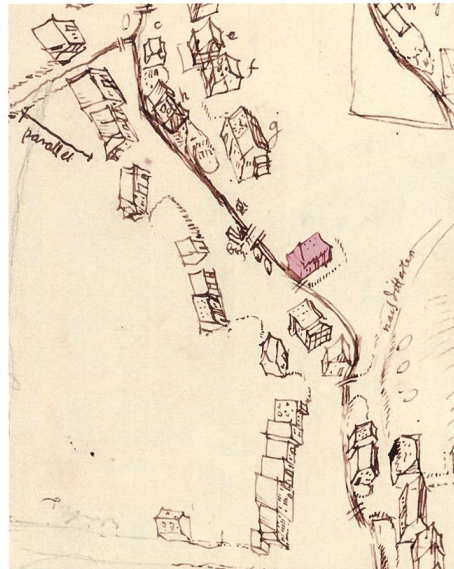
Das untersuchte Gebäude präsentiert sich heute als dreigeschossiges Wohnhaus mit angebauter Ökonomie. Es kommt auf den ersten Blick aus einem Guss daher, errichtet im letzten Jahrhundert. Doch wie so oft trügt der äussere Schein, denn der Kartograf Georg Friedrich Meyer hat das Haus bereits in einer seiner Skizzen um 1680 giebelständig zum Bach, der Hinteren Frenke, abgebildet.

Aufgrund von Umbaumaassnahmen der südöstlichen Wohnhaushälfte führte die Archäologie Baselland eine Bauuntersuchung durch. Dabei kamen in der Binnenmauer und in der strassenabgewandten Giebelseite Überreste von älteren Holzkonstruktionen und bei Erdarbeiten im Innern eine ältere Kellermauer zum Vorschein.

Beim ältesten fassbaren Bau handelt es sich um einen zweigeschossigen Hochständerbau, der aus im Herbst/Winter 1561/62 geschlagenen Hölzern besteht. Von diesem Bau zeugen unter anderem Reste einer Abbundebene im rückwärtigen Bereich, die nach dem Abschlagen des Verputzes zum Vorschein gekommen ist. Sie ist über zwei

Stockwerke erhalten. Ihre aufgehenden Teile bestehen im Gegensatz zur eichenen Schwelle aus Nadelholz. Anhand einer vertikalen Nut im Ständer lässt sich vermuten, dass die Aussenwand aus verputzten oder unverputzten Bohlen bestand und nicht aus einem Bruchsteinmauerwerk. Die

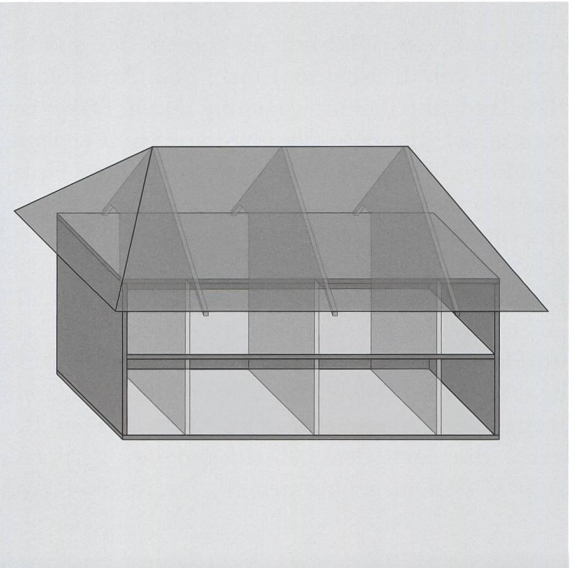
Georg Friedrich Meyer hat das Haus um 1680 bereits gezeichnet (Staatsarchiv Baselland).



Reigoldswil, Unterbiel 2.
Der untersuchte Gebäu-
deteil (links, gestrichelt)
und die mögliche
ursprüngliche Grund-
konstruktion (rechts).

damalige Liegenschaft war mit etwa neun Metern um etwa drei Meter schmaler als das aktuelle. Ihre dokumentierte Länge betrug ebenfalls neun Meter. Auf der Skizze von Meyer präsentiert sich der Grundriss des Baus indes nicht als Quadrat, sondern als Rechteck.

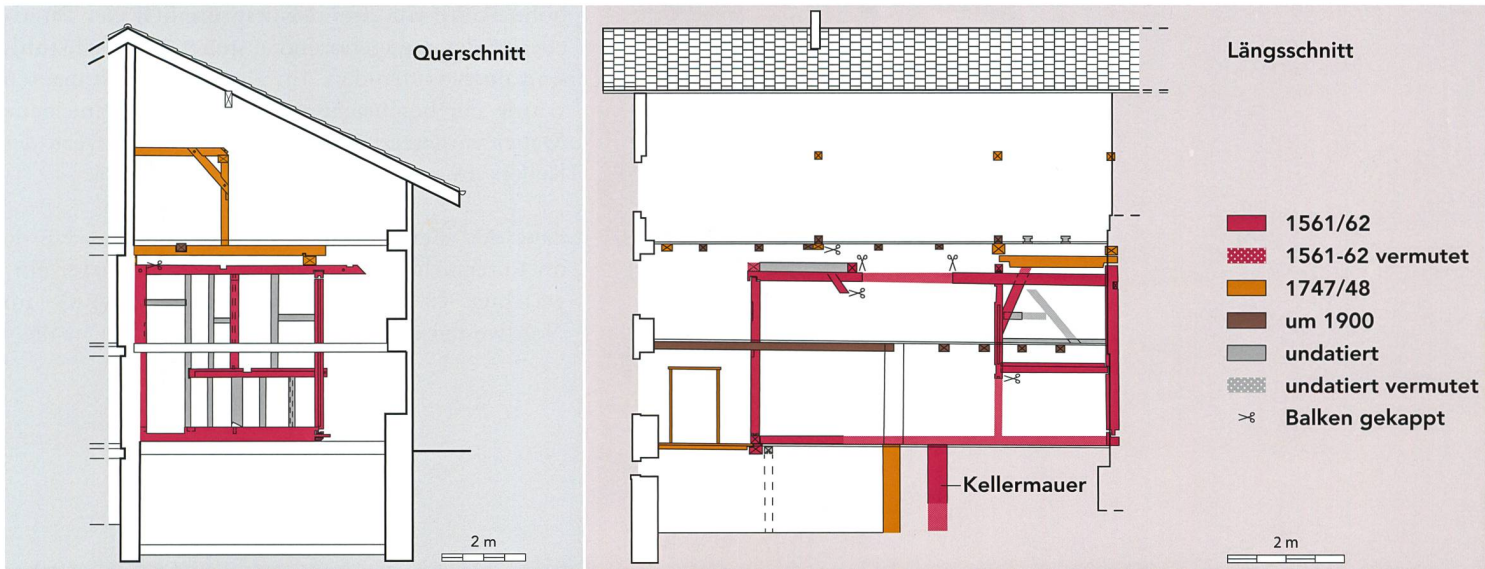
Damit stellt sich die Frage, ob das Bauwerk von Anfang an länger war oder in den rund 120 Jahren zwischen der ersten dokumentierten Bauphase und der Abbildung von Meyer verlängert wurde. Im untersuchten Bereich wurde ein Hochständer beobachtet, der in der Flucht der strassenabge-



wandten Giebelseite liegt. Dies deutet darauf hin, dass sich das Gebäude noch weiter nach hinten erstreckte. Unter der Annahme eines symmetrischen Aufbaus mit drei Hochständen – je einem an jedem Firstende und dem erhaltenen in der Gebäudemitte, ergäbe dies eine ursprüngliche Länge von

18 Metern. Mit dieser Überlegung wäre der Bau doppelt so lang als breit, was den Proportionen auf der Skizze von Meyer entspricht. Es ist deshalb anzunehmen, dass es sich beim 1680 abgebildeten Gebäude mit Knickwalmdach um das 1561/62 erbaute handelt.

Querschnitt durch die südöstliche Hälfte (links) und Längsschnitt durch das Wohnhaus (rechts).



Hinter der aktuellen Kellermauer (vorne) kam bei Erdarbeiten eine ältere, zum Hochständerbau gehörige Mauer zum Vorschein.

Die bereits erwähnte ältere Kellermauer gehörte ebenfalls zu dieser Bauphase. Die Mauer weist auf ihrem Verputz an diversen Stellen Versinterungen auf und besitzt eine quadratische Nische. Die Kalkablagerungen, die vermutlich von Spritzwasser stammen, sowie die Tatsache, dass das Gebäude

direkt an den Bach anschliesst, sind ein Hinweis darauf, dass hier einmal ein Wasserrad stand. Die alte Kellermauer war nicht vollständig freilegbar, so dass ein dazugehöriges Bodenniveau fehlt, was eine abschliessende Beurteilung erschwert.

Das Gebäude wurde 1747/48 zur Strasse hin um 3,3 Meter verlängert und um etwa 50 Zentimeter erhöht. Reste von drei der ursprünglich vier Bundebenen des dazugehörenden stehenden Dachstuhls sind noch vorhanden. Im Zuge dieser Umbauten wurde der beschriebenen Kellermauer eine neue Mauer vorgesetzt und dabei das Bodenniveau des Kellers um etwa 40 Zentimeter abgesenkt.

Laut der Heimatkunde von Reigoldswil wurde im untersuchten Gebäude 1852 eine Sägerei eingerichtet. In diesem Zusammenhang wurde im Nordwesten ein länglicher Holzschopf angebaut.



Aus den Brandlagerakten ist zu entnehmen, dass das Untersuchungsobjekt zwischen 1870 und 1910 nochmals erhöht wurde. Unklar ist, ob auch die heutige Gebäudebreite auf diese Massnahme zurückgeht oder diese schon früher angepasst wurde. Ebenfalls aus den Brandlagerakten ist zu erschliessen, dass die Verbindung zwischen den beiden Gebäude-Längshälften in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geschlossen wurde. Die Sägerei stellte 1960 ihren Betrieb ein. Der eigens dafür gebaute Holzschopf wurde vermutlich zeitnah abgerissen, da er auf einem Luftbild aus dem Jahr 1966 bereits fehlt.

Abschliessend ist die sehr gute Zusammenarbeit mit der Projektleiterin und den ausführenden Arbeitern zu verdanken. Die Archäologie wurde stets vorbildlich über den Fortschritt der Bauarbeiten informiert und konnte so die Schritt für Schritt ans Licht kommende historische Bausubstanz dokumentieren.

Durchführung: Lukas Richner, Claudia Spiess und Nora Näf

Bericht: Lukas Richner

Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel

Oktober 2019 bis Januar 2020

Rückwärtige Wand des untersuchten Gebäudeabschnitts mit Überresten des Abbunds des ältesten fassbaren Baus.



Pratteln, Schauenburgerstrasse 11: ein Taunerhaus mit ungewöhnlichem Dach

Pratteln, Schauenburgerstrasse 11/13, strassenseitige Fassade. Untersucht wurde die östliche Haushälfte mit den roten Fenstergewänden.

Das giebelständige, leicht in den Hang gebaute Haus mit Satteldach steht im alten Dorfkern von Pratteln, nahe der Kirche, in einer Biegung der ansteigenden Schauenburgerstrasse. Der Ortsteil, auch «Rumpel» genannt, gilt als Handwerker- und Taunerquartier. Das hier vorgestellte Gebäude, für das ein Gesuch um Abbruch und Neubau einge-

reicht wurde, wird in der Fachliteratur denn auch als Taunerhaus bezeichnet. Zuletzt wurde es als reines Wohnhaus genutzt.

In der westlichen Wohneinheit Nr. 13 sind keine älteren Bauelemente mehr erkennbar, weshalb sich die Untersuchung auf den östlichen Hausteil (Nr. 11) konzentrierte. Aufgrund seiner ungewöhnlichen Konstruktion galt eine der zentralen Fragen dem ursprünglichen Zweck des Gebäudes aus Kalkbruchsteinen. Es ist in der Längsachse durch eine firstparallele Ständerkonstruktion in die oben genannten zwei Wohneinheiten unterteilt.

Die Auswertung ergab vier Bauphasen, wobei für die ersten beiden das Schlagjahr der Bauhölzer mittels einer Jahrringanalyse bestimmbar war. Die Scheidewand zum Haus Nr. 13 besteht demnach aus einer Eichenständerkonstruktion mit Fälldaten von 1555, 1564 und 1566. Aufgrund der unterschiedlichen Daten und Bearbeitungen ist nicht ausgeschlossen, dass eine Zweitverwendung vorliegt. Zumindest ist anzunehmen, dass die Hölzer nicht sofort nach dem Fällen verbaut worden sind.



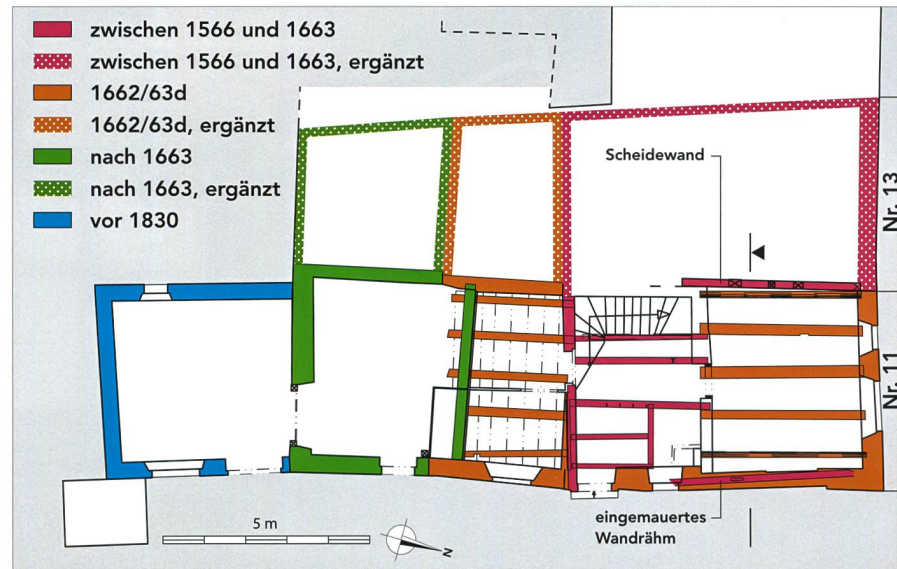
Möglicherweise wurden sie nass gelagert, denn zwischen den Wandständern und der Bruchstein-Ausfachung sind Schwundrisse zu erkennen.

Trotz der uneinheitlichen Daten ist davon auszugehen, dass die Scheidewand Teil einer ersten Bauphase ist. Passend dazu ist in der Ostfassade ein eichener Rähm erhalten geblieben. Er weist auf der Unterseite ein Zapfloch von einem entfernten Wandständer auf. Zudem weisen ein Knick in der östlichen Trauffassade und ein horizontal verbauter Ständer, der im rechten Winkel zum vorderen Teil der Fassade in der Mauer steckt, auf einen baulichen Zusammenhang. Möglicherweise stammen die Deckenbalken in der Küche ebenfalls aus dieser Zeit. Darauf lässt ihre Höhenlage schliessen, die mit dem erwähnten Rähm korrespondiert. Die Räume im Erdgeschoss besitzen in Dimension, Höhe und Abständen unterschiedliche Deckenbalken mit vielen Hinweisen auf Wiederverwendung. Eine Jahrringdatierung unterblieb deshalb.

Zu einer jüngeren Bauphase gehört die Dachkonstruktion, die den gesamten Baukörper überdeckt.

Sie zeigt einige ungewöhnliche Merkmale: Zum einen ist sie rund 40 Zentimeter über dem Bodenniveau des Dachgeschosses als liegender Stuhl mit direkt eingebauten Holztrennwänden errichtet worden. Zum anderen ist die grosse Höhe der Stuhlsäulen aussergewöhnlich. Der dadurch entstehende hohe Dachraum wurde mit einer auf-

Der Grundriss der Liegenschaft mit eingetragenen Bauphasen.



Blick in die Stube mit der Scheidewand gegen Haus Nr. 13 (links), einer Ständerkonstruktion aus Eichenholz.

wändigen Konstruktion horizontal unterteilt. Der Dachstuhl besteht aus Nadelhölzern, die im Jahr 1662/63 geschlagen wurden.

Auch die nördliche Giebelfassade samt Verstärkung der nördlichen Gebäudeecke gehört zur zweiten Bauphase. Im Erdgeschoss ist deutlich

sichtbar, dass die Giebelwand an die ältere Scheidewand stösst und der Dachstuhl auf dieser Mauer aufliegt. Ausserdem wurde vermutlich damals der östlichen, ebenfalls älteren Ständerwand, die heute noch durch das erwähnte Rähm nachgewiesen ist, eine Bruchsteinwand vorgemauert. Hinweis dafür sind die – im Vergleich zur Scheidewand – doppelte Mauerstärke und das unregelmässige, nicht wirklich lagige Mauerwerk der Traufwand im Osten. Im Gegensatz dazu ist letzteres oberhalb des Eckpfeilers und ab dem Niveau des aktuellen Dachs sehr regelmässig gefügt.

Der Hauseingang ist für diese Bauphase nicht lokalisierbar. Der heutige Zugang wurde nachträglich eingefügt. Beide traufseitigen Fenster wurden nachträglich in die Bruchsteinmauer geschlagen.

Interessant ist, dass wir für die Stube im Erdgeschoss keine Hinweise auf die ursprünglichen Deckenbalken gefunden haben. Die heutigen verlaufen Nord-Süd, sind allerdings alle zweitverwendet und nachträglich eingebracht. Waren die ehema-

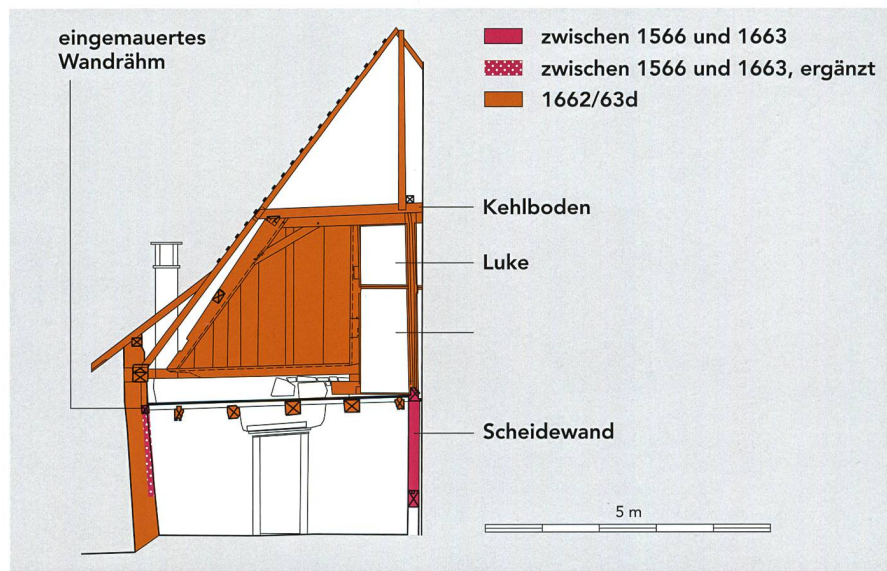


ligen Deckenbalken gleich ausgerichtet oder ist es gar denkbar, dass die «Stube» zu diesem Zeitpunkt bis ins Dachgeschoss beziehungsweise bis zum Boden auf dem Niveau der Kehlbalcken offen war? Eine entsprechende Treppenführung wäre in diesem Sinne zu prüfen, doch gibt es dazu leider – mit Ausnahme einer Türöffnung und einer darüber liegenden Luke im Obergeschoss – keine Belege. Nachträglich wurde eine Stiege zum Kehlboden hinauf eingerichtet, erkennbar am Wangenabdruck in der Tünche und den hierzu gekappten Kehlbalcken.

Generell ist die aufwändige Art und Weise der Dachkonstruktion bemerkenswert. Die grossen Stuhlsäulen waren schwer und unhandlich aufzustellen und die Geschossebenen stehen ganz unüblich bis zum Kehlboden in keinem Zusammenhang mit der Konstruktion. Wollte man auf diese Weise zwei übereinanderliegende Stuhlkonstruktionen vermeiden? Oder wurde dieser Aufwand nur betrieben, um im Dachgeschoss einen rund drei Meter hohen Raum zu schaffen?

Wichtig für die Interpretation der ursprünglichen Nutzung ist die Feststellung, dass der Bau in der zweiten Bauphase noch keinen Ökonomietrakt besass. Dieser kam erst zwischen 1680 und 1735 hinzu, denn Georg Friedrich Meyer zeichnet das Haus mit Satteldach und westlich angrenzendem quadratischen Garten noch ohne den Anbau.

Querschnitt durch die Liegenschaft Nr. 13 mit Eintragung der Bauphasen. Blick nach Südosten.



Meyer (links) skizzierte das Gebäude um 1680 noch ohne Ökonomie- trakt, der bei Büchel 1735 (rechts) ansatz- weise zu erkennen ist.

Emanuel Büchel hingegen zeigt 1735 den südlichen Giebel als Bretterwand und ein östlich anschliessendes Gebäude mit querstehendem First. Vermutlich handelt es sich dabei um das zugehörige Ökonomiegebäude, das in den Brandlagerakten erwähnt wird und auf einem Foto der Zeit um 1920 zu sehen ist.



Die geringe Grösse der ursprünglichen Liegenschaft beziehungsweise der Gebäudehälften, denn das Haus war ja von Anfang an in der Firstachse getrennt, spricht gegen eine kleinbäuerliche und für eine handwerkliche Nutzung. Erst mit dem Anbau im 17. Jahrhundert, vielleicht nur 20 Jahre nach dem Ausbau des Hauses, kann von einer Vertaunung gesprochen werden, wobei das Gebäude auch weiterhin als Werkstatt nutzbar blieb. Die letzten beiden Handwerkszweige, die durch die Brandlagerakten in der Schauenburgerstrasse 11 belegt sind, sind ein Küfer (1830–1852) und ein Sattler (1852–1877). Doch welches Handwerk ist für die Zeit zwischen 1662/63 und der Erbauung des Ökonomiegebäudes denkbar?

Einen Hinweis kann möglicherweise der Kaminwechsel in der kleinen Küche im Erdgeschoss liefern, denn dieser ist mit seinen $1,40 \times 1,15$ Metern ausgesprochen gross dimensioniert. Dies würde für ein Gewerbe mit Feuernutzung sprechen, etwa einen Schmied oder einen Küfer. Allerdings könnten die Balken noch aus der ersten Bauphase stammen und somit keine Aussagekraft über die

Nutzung im 17./18. Jahrhundert haben. Leider bringt eine Jahrringdatierung auch hier wenig, da sie alle Spuren von Zweitverwendung aufweisen.

Irgendwann nach 1663 wurde im Süden je ein Raum an beide Gebäudeteile mit gemeinsamem Dach angefügt, in den Brandlagerakten als «Balkenkeller» bezeichnet. Später, aber noch vor 1830, dem Beginn der Eintragungen in den Brandlagerakten, folgte der Anbau eines zweiten Raums im Süden. Dieser besteht aber nur auf der Seite der Hausnummer 11 und besitzt ein eigenes Dach.

Die Liegenschaft Schauenburgerstrasse 11 und 13 ist ein ungewöhnlich konstruiertes Handwerkerhaus, das seine heutige Form im Wesentlichen mit dem Umbau von 1662/63 erhalten hat. Das Gebäude sticht durch seine Längsteilung, seine eingeschossigkeit und durch einen ungewöhnlich hohen Dachraum in einem ansonsten zweigeschossig bebauten Quartier hervor. Auffallend ist die grosse Menge an zweitverwendeten Bauhölzern. Mangels Vergleichsobjekten müssen viele Fragen zur ursprünglichen Nutzung noch offenbleiben.

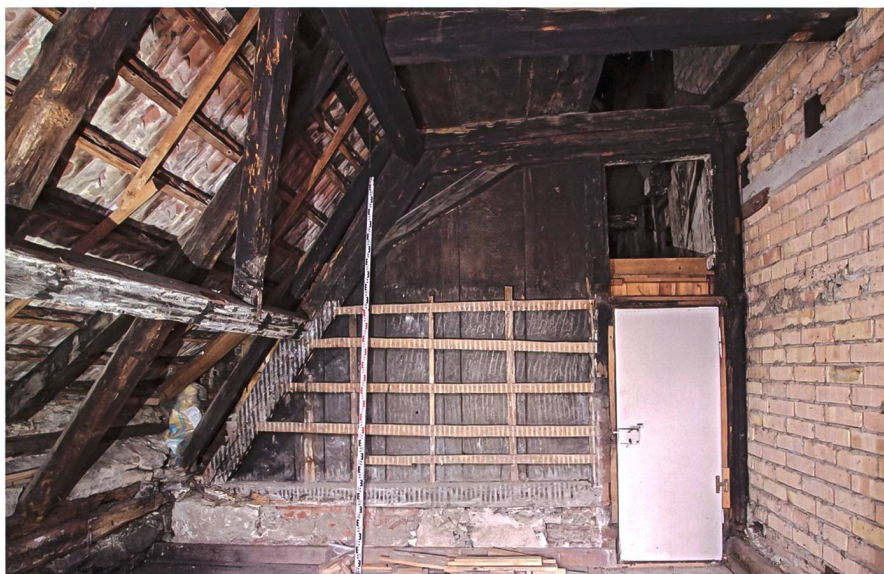
Durchführung: Nora Näf und Claudia Spiess

Bericht: Nora Näf und Claudia Spiess

Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel

August 2019

Ansicht an die Binder-
ebene im Dachgeschoss
mit ursprünglicher Bret-
terwand, Türe und Luke
auf den Kehlboden.



Burg im Leimental,
Dorfplatz 10. Das
stattliche Bauernhaus
gilt im Volksmund als
«Meierhof».



Burg im Leimental, Dorfplatz 10: stattliches Bauerngut oder Meierhof?

Nördlich des Blauenkamms schmiegt sich das kleine Dorf Burg idyllisch an den Hang. Das untersuchte stattliche Bauernhaus mit hohem Satteldach liegt nahe der französischen Grenze an der Strasse nach Biederthal. Der im Volksmund auch als Meier- oder Dinghof bezeichnete Bau steht mit dem Giebel zum Dorfplatz. Von hier führt ein steiler Fussweg direkt zum Schloss Biederthal, das auf einem markanten Felsgrat thront. Die ursprüngliche Burg wurde um die Mitte des 13. Jahrhunderts von den Herren von Biederthal gegründet. Von 1401 bis 1793 war sie ein fürstbischöfliches Lehen an die Herren von Wessenberg. Danach gehörte der Ort einige Jahre zu Frankreich, bis er 1815 durch den Entscheid des Wiener Kongresses dem Stand Bern zugeordnet wurde und 1994 an den Kanton Basel-Landschaft kam.

Die Bauuntersuchung, ausgelöst durch den bevorstehenden Umbau des Wohnhauses, wollte die Frage klären, ob es sich hier tatsächlich um einen Meierhof handelte, also um einen herrschaftlich verwalteten Gutsbetrieb. Ein erstes Indiz liefert die in der Fassade eingelassene Wappentafel der

Familie Wessenberg-Ampringen. Die Heirat Hubert von Wessenbergs mit Freifräulein Katherina Walpurga von Ampringen im Jahr 1660 bildete die Grundlage für die Erhebung der von Wessenberg in den Reichsfreiherrnstand. Zudem verweist eine Inschrift beim Wappen auf eine spätere Renovation des Baus: «RENOV. 1933, J.E. B on

Die Wappentafel an der strassenseitigen Fassade zeigt das Allianzwappen der Familie Wessenberg-Ampringen.



Plan des Erdgeschosses mit den Bauphasen.

Der undatierte Keller kann bereits zusammen mit der Mauer 3 bestanden haben.

zu RHEIN – renoviert 1933 von Baron Eugène zu Rhein.

Der mit der Traufe zur Landstrasse stehende Hof besteht aus einem zweiachsigen Wohnhaus und einem doppelt so langen Ökonomie teil. In letzterem sind im Erdgeschoss mehrere Ställe unterge-

bracht. Eine nachträglich über die Strasse gebaute Hocheinfahrt führt ins darüber gelegene Tenn und auf den Heuboden. Auf der Rückseite des Hofes befinden sich ein Gewölbekeller und eine Remise. Der rückwärtige Anbau des Wohnhauses ist modern. Eindrücklich ist das dem Volumen der Ökonomie entsprechende liegende Sparrendach. Die Kernkonstruktion der Deckenbalken und der Holzgerüste von Wohnhaus und Ökonomie bilden eine bauliche Einheit.

Die Jahrringdatierung der Bauhölzer zeigt, dass die entsprechende Bautätigkeit frühestens im Herbst/Winter 1705/06 vollendet war. Der Dachstuhl ist demnach keine zehn Jahre jünger als derjenige des Hauptgebäudes des benachbarten Schlosses, wo die Schlagdaten in den Herbst/Winter 1696/97 verweisen. Die Konstruktionsart der beiden Dächer gleicht sich sehr. Gemäss den Quellen bat der Freiherr von Wessenberg 1696 den Bischof von Basel um einen Kredit von 900 Pfund Baslerwährung (für Reparation des Schlosses, seit 500 Jahren unterblieben, nun gezwungen einen nagelneuen Dachstuhl aufzusetzen). Gut möglich, dass danach



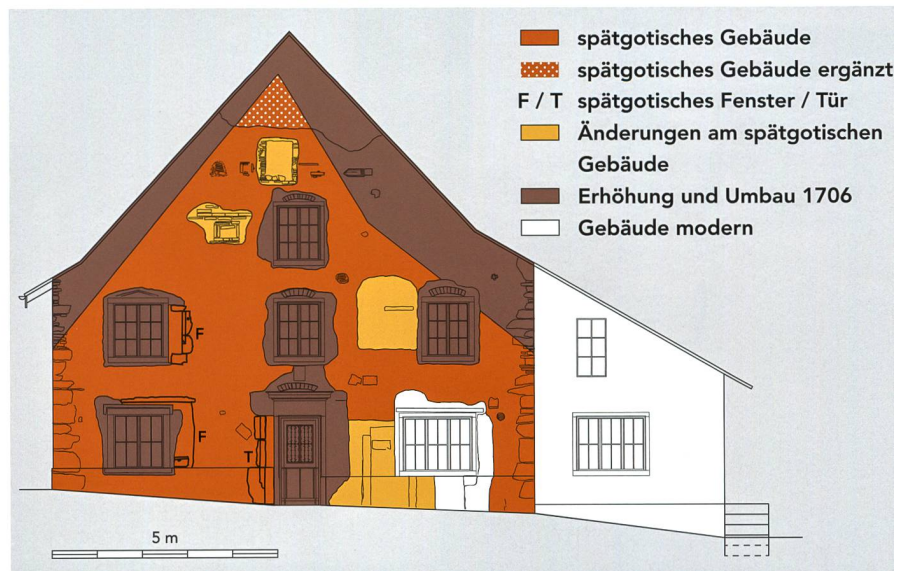
noch einige Pfund übrig geblieben sind, um den Hof zu vergrössern.

Um das heutige Wohnhaus sanieren zu können, musste 2019 der Fassadenputz entfernt werden. Dabei wurden im Mauerwerk ältere Bauphasen sichtbar. Den Kern bildete ein anderthalbstöckiger Wohnbau, errichtet in Bruchsteinmauerwerk mit Eckquadern. Im Südgiebel sind Reste zweier Fenster mit spätgotischen Gewänden erhalten, in der Firstachse lag ein stattlicher Haupteingang. Das Gebäude hatte nur ein Vollgeschoss, die obere bewohnte Etage lag bereits im Dachgeschoss. Die Länge dieses ersten Bauwerks ist nicht bekannt.

Zu einem unbekannten Zeitpunkt wurden drei weitere Fenster und ein zweiter Hauseingang in die Giebelwand geschlagen. Erst mit den umfassenden Baumassnahmen von 1706 wurde dann das Dach angehoben, um ein zweites Wohngeschoss zu gewinnen. Die Gestalt der neuen Fenster ist nicht bekannt, denn bei der Renovation von 1933 sind alle Gewände durch Betonelemente ersetzt worden.

Die Untersuchungen boten im Erdgeschoss eine weitere Überraschung: Unter dem Fussboden des westlichen Raums kamen die Fundamente von zwei Bruchsteinmauern zum Vorschein. Antonio Ligorio und Daniel Reber vom Grabungsteam dokumentierten den Befund: Die eine ist Nord-Südgerichtet, nur 35 Zentimeter breit und wird als

Plan des Südgiebels mit Bauphasen.



Unter dem Fussboden kamen Reste zweier älterer Mauern zum Vorschein. Die Mauer im Vordergrund ist älter als der heute noch aufrecht stehende Bau.

Fundament einer älteren Fachwerkwand gedient haben. Sie setzte parallel zur aktuellen Trennwand rund 30 Zentimeter westlich des spätgotischen Eingangs an und wird seinerzeit den Flur begrenzt haben. Auf der Ostseite stiess ein Mörtelboden an diese Wand. Die aktuelle Binnenwand wurde nachträglich auf letzteren gestellt. Die zweite

freigelegte Mauer ist Ost-West ausgerichtet und war mindestens 50 Zentimeter breit. Sie wird von einer massiven Brandschicht sowie dem Mörtelboden überdeckt und ist somit älter als alles andere. Ihre Ausdehnung und ihre zeitliche Stellung waren nicht zu bestimmen. Klar ist aber, dass die dazugehörige Gebäudestruktur einem heftigen Brand zum Opfer fiel.



Erwähnung verdient auch der nahezu quadratische Balkenkeller. Seine Grundfläche misst 3,7×3,4 Meter, auf der Westseite befindet sich ein zugemauerter Durchgang. Die ursprüngliche Mauerkrone wurde später abgebrochen und dem aktuellen Anspruch angepasst. Es stellt sich die Frage, ob eine der beiden älteren Mauern aus dem Grabungsbefund mit diesem Keller und seinem Durchgang im Zusammenhang stehen. Ob der Keller womöglich gar aus der Zeit vor dem Brand stammt, müssten grossflächigere Ausgrabungen zeigen, die im Rahmen der Untersuchungen nicht möglich waren.

Leider sind die Funde aus dem Brandschutt zu wenig aussagekräftig. Es muss deshalb offen bleiben, ob der Brand mit den viel zitierten Zerstörungen in Zusammenhang steht, die die Schweden oder die kaiserlichen Truppen im Dreissigjährigen Krieg 1633–36 in der Region angerichtet haben sollen.

Der grosse Ökonomietrakt und die qualitätsvolle Bauweise des untersuchten Bauernhauses sind im Vergleich zu anderen Bauten in Burg beeindruckend. In Verbindung mit der gegenüberliegenden, erst 1999 abgebrochenen Lehenscheune ist durchaus denkbar, dass wir es hier mit einem Meierhof zu tun haben. Der stattliche ursprüngliche Eingang in der Giebelwand dürfte kaum nur in eine schlichte Bauernstube geführt haben. Er ist vielmehr gut als Zugang zur Amtsstube des Verwalters vorstellbar. Im Wirtschaftstrakt war – spätestens ab 1706 – viel Platz für eingelagerte Güter und Vieh. Ein handfester Beweis für den Meierhof fehlt bisher aber nach wie vor. Vielleicht können weitere Nachforschungen vor Ort und in den Archiven eines Tages zusätzliches Licht ins Dunkel bringen.

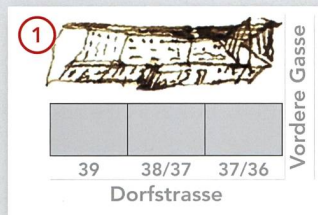
Durchführung: Nora Näf, Lukas Richner und Claudia Spiess

Bericht: Claudia Spiess

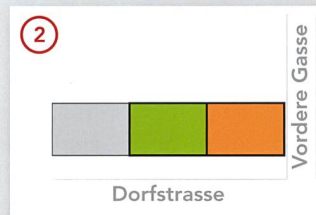
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
Mai und Juli 2019

Neben den heutigen Öffnungen fanden sich spätgotische Gewände eines älteren Eingangs (links) und von zugemauerten Fenstern (rechts).

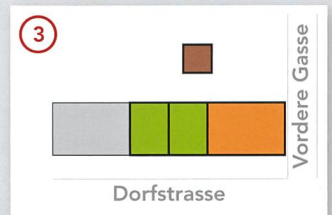




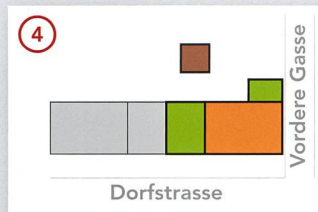
Pläne von G. F. Meyer 1680



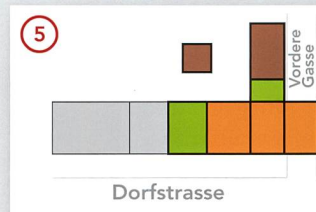
Brandlagerakten 1807-1830



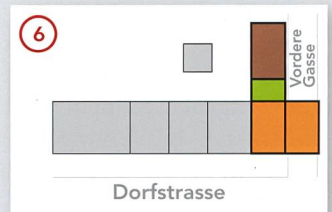
Brandlagerakten 1830-1852



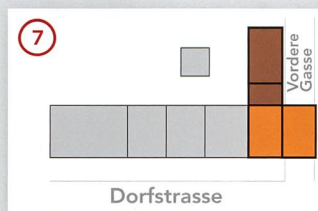
Brandlagerakten 1852-1877



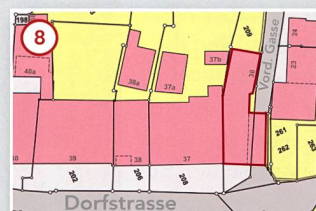
Brandlagerakten 1877-1910



Brandlagerakten 1911-1922



Brandlagerakten 1923-1955



Auszug Geoview BL (2020)

- Ökonomiebauten
- Holzschöpfe
- Wohnbauten
- Laut Brandakten zusammengehörig
- Umfang Schwibbogenhaus heute

Wenslingen, Vorder Gasse 36. Abfolge der Bauten im Laufe der Zeit im Umfeld des Untersuchungsobjekts gemäss den Brandlagerakten.

Wenslingen, Vordere Gasse 36: Hinweise aus Brandlagerakten und alten Skizzen

Die hier vorzustellende Liegenschaft befindet sich mitten in Wenslingen, nördlich des achteckigen Dorfbrunnens von 1832, an der Strassenkreuzung Vordere Gasse und Dorfstrasse. Das auch als «Schwibbogenhaus» bekannte Gebäude ist kantonal geschützt. Eine geplante Innensanierung und der Einbau von neun Dachfenstern erforderte 2019 ein stellenweises Freilegen der alten Bausubstanz. Dies gab Anlass zu einer Bauuntersuchung. Um einen Hinweis auf die Abfolge und allenfalls die Verwendung der verschiedenen Anbauten zu gewinnen, wurden parallel dazu die Brandlagerakten konsultiert.

Auf der Federskizze von Georg Friedrich Meyer aus dem Jahr 1680 ist an der Dorfstrasse, zwischen der Vorderen und der Mittleren Gasse, eine dreiteilige Häuserzeile erkennbar. Das erste Gebäude mit seinem rundbogigen Tor und den schmalen länglichen Schlitzfenstern ist das heutige Haus mit der Adresse Dorfstrasse 39. Das mittlere Gebäude auf der Federskizze entspricht der Nummer 38 und

einem Teil von 37. Das dritte Haus besitzt gemäss Meyers Zeichnung ein Walmdach und setzt sich aus Teilen der heutigen Vorderen Gasse 36 und 37 zusammen. Meyer zeichnete das Gebäude zuerst nur drei- bis viergliedrig, ergänzte es dann aber um einen weiteren Bauteil.

Blick von der Dorfstrasse auf das untersuchte Gebäude.



In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde das Haus rückwärtig verlängert und gegen Ende des Jahrhunderts erfolgte die Erweiterung über die Gasse.

Die Gebäudereihe schien nicht bis an die Vordere Gasse heranzureichen. Dies dürfte jedoch auf die Ungenauigkeit der Zeichnung zurückzuführen sein. Die Tatsache, dass auf zwei weiteren Karten von Meyer aus den Jahren 1681 und 1690 keine Lücke zwischen der Strasse und den Gebäuden zu sehen ist, bestätigt diese Vermutung. An der Kreuzung von Vorderer Gasse und Dorfstrasse stand demnach bereits vor 1680 ein Gebäude, jedoch noch ohne Schwibbogen.

Auch die Brandlagerakten weisen nach, dass das Untersuchungsobjekt früher zu einem grösseren Gebäudekomplex gehörte. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts stand hier demnach ein Posamentierhaus mit Scheune und Stall, das sich über die heutigen Häuser 36, 37 und 38 erstreckte. Die Verbindung zwischen 36 und 37 liess sich anhand eines Türsturzes in einer Kammer im Erdgeschoss des «Schwibbogenhauses» bestätigen. Im Verlaufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kamen zwei Wagenschöpfe hinzu. Einer davon war freistehend, die Lage des zweiten ist unklar.

In den Brandlagerakten von 1830 bis 1852 ist zudem neu von zwei Ställen die Rede. Vermutlich wurde der bestehende Ökonomiebau zweigeteilt, um ihn anschliessend zu verkaufen. Ebenfalls neu ist von einem Anbau ohne Verbindung zum Hauptgebäude die Rede. Er wird in der Brandlagerakte auch



als Waschhaus bezeichnet und befand sich auf der rückwärtigen Seite des «Schwibbogenhauses». Das Waschhaus wurde spätestens 1877 zur Metzgerei umgebaut und bekam zur gleichen Zeit einen Holzschopf angebaut. Zu welchem Zeitpunkt die beiden Annexe im ersten Stock mit dem Hauptgebäude verbunden wurden, ist unklar.

Die Erweiterung des Gebäudes über die Vordere Gasse wird zum ersten Mal in den Brandlagerakten von 1877 bis 1910 erwähnt. Auf einer um 1900 datierten Abbildung ist der Schwibbogen bereits zu sehen. Daraus lässt sich folgern, dass die Überdeckung im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts vollzogen wurde. Die Fensterlaibungen mit den Jahreszahlen 1760 und 1766 sowie die spätgotischen Fenster oberhalb der Durchfahrt sind somit Spolien.

Spätestens 1911 gehörten das «Schwibbogenhaus» und die Nummer 37 nicht mehr zusammen. Nach dieser Zeit, aber noch während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, wurde die Metzgerei wieder zum Waschhaus umfunktioniert. Zusammenfassend gesehen war das Haus an der Vorderen Gasse

36 in Wenslingen ein ländlicher Vielzweckbau, dessen Wurzeln vor 1680 zu suchen sind.

Durchführung: Lukas Richner, Claudia Spiess und Nora Näf

Bericht: Lukas Richner
Juli 2019

Der Dorfplatz von Wenslingen in der Zeit um 1900. Auf der rechten Seite ist das «Schwibbogenhaus» zu sehen (Kantonale Denkmalpflege).



Ziefen, «Alte School»,
Hauptstrasse 105. Blick
an die Ostwand mit
Aufzugsvorrichtung und
blutrot gestrichener
Sockelzone.



Ziefen, Hauptstrasse 105: wo früher das Metzgerbeil fiel

Das kleine freistehende Gebäude an der Hauptstrasse in Ziefen ist hinsichtlich seiner Datierung und Erhaltung für das Baselbiet einzigartig. Im Volksmund wird es als die «Alte School» bezeichnet. Dieses Synonym für ein Schlachthaus stammt vermutlich von *Schol*, *schåle* (Waagschale) oder vom lateinischen *scalae* (Stufe, Treppe) – ein Hinweis auf die abgestuften Fleischauslagen früherer Zeiten, wo zuoberst die beste Ware und zuunterst diejenige geringster Qualität ausgelegt war.

Das Gebäude misst im Grundriss nur 4 × 6 Meter und verfügt über ein Satteldach. Das ein wenig zurückversetzte Häuschen stösst mit der rückwärtigen Traufseite direkt an die Hintere Frenke. Es gehört zu einer Gruppe von Kleinstbauten, die sich in diesem Dorfteil wie Perlen an einer Schnur zwischen Strasse und Bach aufreihen. Das Fenster zur Strasse ist im eichenen, stichbogigen Sturz mit einem verzierten Schriftfeld und der Jahrzahl «1752» versehen. Die Initialen «HW» weisen das Schlachthaus als privaten Besitz eines Metzgers aus: Hans Waldner aus dem Familienkreis der «Metzgerhanse». Später kam es in den Besitz der

Familie Tschopp-Waldner, die «Peterhanse». Am alten Klappladen sind die barocken Beschläge erhalten.

Das ungewöhnlich stattlich wirkende Kalksteingewände der Rundbogentür ist mit einer fein ge-

Eichenes Fenster-
gewände zur Strasse
hin mit der Inschrift
«1752, HW».



Das an der Hinteren
Frenke (links) gelegene
Schlachthäuschen von
der Strasse her gesehen.

arbeiteten Eckzier geschmückt. Möglicherweise kam es erst in zweiter Verwendung an diese Stelle. Eine Zeichnung von Johann Jakob Uebelin von 1815, die das Häuschen noch mit Rauchschlot zeigt, lässt den Schluss zu, dass es erst nach dieser Zeit zu seinem heutigen Aussehen umgestaltet wurde.

Der Südostgiebel ist mit einem kleinen Fenster zum Schlachtraum hin sowie einem darüber liegenden Zugang zum Dachraum ausgestattet. Der Nordwestgiebel ist heute fensterlos, wies einst aber zwei Öffnungen auf, die beim Umbau im 19. Jahrhundert zugesetzt wurden. Um dennoch genügend Licht im Innern zu haben, vergrösserte man damals das traufseitige Fenster zum Bach hin.

In der Westecke des Schlachtraums steht der Überrest einer geschlossenen Herdstelle mit Einfeuerungsloch. Heisses Wasser ist in einem Schlachthaus in verschiedenen Arbeitsprozessen nötig und diente im vorliegenden Fall vermutlich auch zum Kochen von Kutteln. Gemäss Martin Zimmermann, Präsident des Metzgermeisterverbandes beider Basel, spricht die Raumhöhe von mindestens 2,71 Meter nämlich für die Schlachtung von Rindvieh. Bei Schlachträumen für Schweine war eine geringere Höhe üblich.



Die Fensterstürze und ein Teil der Deckenbretter sind im Gegensatz zu den offensichtlich jüngeren Dachbalken russgeschwärzt und weisen auf einen ehemals offenen Herd hin. Der Fussboden ist in der Nordhälfte des Raumes mit Kalksteinplatten, gegen die Frenke hin mit Bachgeröllen ausgelegt. Über eine gepflasterte Rinne wurden nicht verwertbare Schlachtabfälle direkt in den Bach geleitet. Die entsprechende Maueröffnung wurde später zugestopft. Alle vier Wände, inklusive der Deckenuntersicht, wurden im Laufe der Zeit mit Gips verputzt und mehrfach weiss übertüncht. Die Sockelzone strich man mit blutroter Farbe. Nach dem Putzauftrag wurden an den Deckenbalken vier hölzerne Überleitrollen zum Aufziehen der getöteten Rinder installiert.

Gegenwärtig plant der Verein für Heimatpflege Ziefen, die «Alte School» zu renovieren und – unter Wahrung der historischen Substanz – zu einem kleinen Museum für Passanten, Schulklassen und Wandergruppen umzugestalten. Informations-

tafeln, Videos und eine kleine Bibliothek sollen Historisches und sonstiges Wissenswertes zum Dorf präsentieren. So wird dem alten Kulturdenkmal neues Leben eingehaucht.

Durchführung und Bericht: Claudia Spiess
Juli und August 2019

Links die Herdstelle, an der Nordwestwand ein zugesetztes Giebelfenster, darunter ist die veränderte Brüstungszone zu erkennen.

